

Bibliothek

der

Geschichte der Menschheit.

---

Homo sum, humani nihil a me alienum  
puto.

*Terent.*

---

---

Fünfter Band.

---

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1784.



6352



010717

Beschreibung  
Der Chinesen.

Aus den besten Reisebeschreibungen  
gesammelt.

---

Erster Band.

---

Leipzig,  
bey Weidmanns Erben und Reich 1784.

Verzeichnis  
der Bücher

des Herrn  
Herrn

Geistl. Rath

Erste

Abtheilung



## Vorrede.

**I**ndem ich hier dem Publico den fünften und sechsten Band der Bibliothek der Geschichte der Menschheit vorlege, muß ich zugleich anzeigen, daß Herr Justizrath Hirschfeld, nach dessen Plane und Anleitung die vier ersten Theile derselben von mir bearbeitet worden sind, an diesen und den folgenden Bänden gar keinen Antheil mehr nimmt, sondern mir die Besorgung derselben allein überlassen hat.

Um den Wunsch verschiedener Käufer und Leser dieses Buches zu befriedigen, habe ich einige Veränderungen vorgenommen. Zuerst werde ich künftig die verschiede-



denen Völkerschaften nach den verschiedes-  
nen Theilen der Erde durchgehen, und da-  
her zuerst von den asiatischen Nationen  
handeln. Ferner habe ich es mir zur Re-  
gel gemacht, bei jeder Nachricht den Ges-  
währsmann derselben am Rande zu nen-  
nen. Endlich sollen künftig die verschiedes-  
nen Beschreibungen der Völkerschaften auch  
einzeln unter besondern Titeln verkauft wer-  
den, womit man bei den gegenwärtigen  
beiden Bänden den Anfang macht.

Ausserdem habe ich von dem in der  
Vorrede zum ersten Theile dieser Samm-  
lung vorgelegten Plane und der darin weis-  
lich angenommenen Regel gleichwol eine  
Ausnahme gemacht, indem ich hier die  
Chinesen mitgenommen habe, welche doch  
gar nicht zu denen Völkern gehören, die  
von den Reisenden in den ersten rohen Na-  
turständen, oder im Anfange und in den  
ersten



ersten Fortschritten zur Cultur angetroffen und geschildert wurden. Vielmehr sind die Chinesen, was auch neuere Reisende von ihnen zur Widerlegung der übertriebenen schönen Schilderungen ihrer Vorgänger gesagt haben, unstreitig die cultivirteste Nation Asiens. Aber dennoch ist ihre Cultur von einer ganz andern Art, als die Cultur der Europäer. Das heiße Klima und die von demselben unzertrennliche Trägheit haben bei den Chinesen einen ganz andern Grad der Cultur hervorgebracht, indem sie die höhere Cultur des Geistes hinzuderten. So ist dieses Land auch in der Cultur einen ganz eigenen Weg gegangen, der es zu einem ganz von dem unsrigen verschiedenen Ziele geführt hat.

Dieser Verschiedenheit halber schien es mir allerdings nothwendig und nützlich zu sein, die Chinesen hier mitzunehmen, und



dieses um so mehr, da die meisten Werke, aus welchen hier Auszüge geliefert sind, ihrer Kostbarkeit wegen, nicht in Jedermanns Händen sein können. Immer aber wird es eine Absicht dieses Buches mit sein, dadurch allen solchen Personen eine nützliche Unterhaltung zu verschaffen, welche in der Entfernung von grossen Büchersammlungen sich selbst kostbare Werke nicht kaufen können.

Der Schluß dieser Beschreibung der Chinesen wird in der nächsten Messe geliefert werden.

Kiel im December 1783.

Valentin August Heinze  
der W. W. D. und Professor.

# Inhalt.

Von den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Chinesen.

---

## Erster Abschnitt.

Von ihrer Gestalt, ihren Eigenschaften, und ihrer Kleidung.

## Zweiter Abschnitt.

Von den Ceremonien, die sie bei ihren Grüßen, Höflichkeitsbezeugungen und Besuchen beobachten.

## Dritter Abschnitt.

Von ihren Gastereien und Spielen.

## Vierter Abschnitt.

Von ihren Ehekündnissen.



### Fünfter Abschnitt.

Von ihrer Trauer und ihren Leichenbegängnissen.

### Sechster Abschnitt.

Pracht der Chinesen bei ihren Reisen, Festen, und öffentlichen Werken.

- I. Pracht, worin sie ausser dem Hause, oder auf Reisen, und bei ihren öffentlichen Feierlichkeiten oder Lustbarkeiten erscheinen.
- II. Pracht bei ihren öffentlichen Werken, und zwar was die Städte angeht.
- III. Pracht bei ihren Landstrassen, Kanälen, Schleusen, und Brücken.





Die folgende Beschreibung der Chinesen ist aus verschiedenen Verfassern entlehnt worden, welche dem Herausgeber als die vorzüglichsten Schriftsteller von China bekannt waren. Es sind folgende:

- 1) Die Beschreibung von China, welche die Verfasser der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande aus vielen Reisebeschreibern, unter denen du Halde der Vornehmste ist, im sechsten Bande ihres Werkes zusammengetragen haben. Hiebei sind die übrigen Reisebeschreibungen von China, welche im fünften, siebenten und zehnten Bande dieses Werkes stehen, verglichen worden.
- 2) Das zweite Werk: dessen man sich hier bedient hat, ist des Herrn Probstes Pester Osbeck Reise nach Ostindien und China, nebst D. Torrens Reise nach Suratte, und C. G. Flebergs Nachricht von der Landwirthschaft der Chineser, welche aus dem Schwedischen übersetzt



fehlt durch Herrn J. G. Georgi zu  
Rostock 1767 in 8. herausgenommen sind.

- 3) Endlich hat man auch aus Herrn Son-  
nerat's Reise nach Ostindien und China  
vom Jahr 1774 bis 1781, Zürich 1783  
zwei Bände in 4, die hieher gehörigen  
Nachrichten aus dem zweiten Bande ein-  
geschaltet.

China liegt, nach den Bemerkungen der  
Missionarien, zwischen dem hundert und  
funfzehnten und hundert und ein und zwanz-  
zigsten Grade der östlichen Länge von Ferro,  
und zwischen zwanzig Grad vierzehn Minus-  
ten und ein und vierzig Grad fünf und zwanz-  
zig Minuten nördlicher Breite. Seine Gestalt  
größtentheils viereckig, und es enthält,  
nach Gatterer 109,  $12\frac{1}{2}$  geographische  
Quadratmeilen.

Es grenzet gegen Norden an die große  
Mauer, welche es von der westlichen Tas-  
tarei abgesondert; gegen Westen an Tibet  
und Ava; gegen Süden an Laos, Tonking  
und das ostchinesische Meer; gegen Osten  
endlich an eben dieses Meer.

Von



## Von den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Chinesen.

---

### Erster Abschnitt.

#### Von ihrer Gestalt, ihren Eigenschaften und ihrer Kleidung.

Dasjenige, welches die Chinesen <sup>du Satz  
dr,</sup> für die größte Schönheit halten, besteht in einer breiten Stirne, einer kurzen Nase, kleinen wohlgebildeten Augen, einem großen und viereckigen Gesichte, großen breiten Ohren, einem Munde von mittlerer Größe und schwarzen Haaren; denn Leute mit gelben oder rothen Haaren können sie gar nicht vertragen. Eine feine ungeszwungene Leibesgestalt hat bei ihnen keine Neigung: denn ihre Kleidung ist weit und liegt nicht, wie die Europäische, an dem Leibe an. Sie halten einen Menschen alsdann vor wohlgebildet, wenn er dick und fett ist, und seinen Großvaterstuhl mit einer guten Art ausfüllet.

Dem



Dem Wuchs nach, sind die Chineser, wie wir, theils größer, theils kleiner. Die übermäßige Hitze, welche man in den mittäglichen Theilen, vorzüglich in Quangtung, Fokhen und Yuman zu erdulden hat, giebt zwar den Handwerksleuten und Bauern, welche bis auf die Brust nackt gehen, eine braune oder Olivensfarbe; indessen sind sie doch von Natur eben so schön, als die Europäer, und haben, überhaupt davon zu reden, nichts unangenehmliches in ihrer Gesichtsbildung. Gemeinlich haben sie, bis in das dreißigste Jahr eine sehr feine Haut und schöne Farbe.

Die Gelehrten und die Lehret, zumal wenn sie niedriger Herkunft sind, schneiden sich niemals die Nägel an ihren Fingern ab. Sie machen sich eine Ehre daraus, daß sie dieselben einen Zoll lang, und noch länger, wachsen lassen; und dieses geschieht in der Absicht, damit die Leute sehen mögen, daß sie nicht nöthig haben, sich ihren Unterhalt durch Arbeiten zu erwerben. Die Frauenzimmer sind gemeinlich von mittlerer Länge und haben kurze Nasen, kleine Augen, schwarzes Haar, lange Ohren und eine



eine rothe Gesichtsfarbe. In ihren Gebärden zeigen sie etwas munteres, und ihre Gesichtszüge sind ganz regelmässig. Die Arbeitsleute müssen sich die Nägel beschneiden, sagt Osbel, die Vornehmen aber lassen sie wachsen so lang sie können, halten sie sehr rein und durchscheinend und verwahren sie des Nachts in Bambusfutteralen.

Die Chinesen sind überhaupt von <sup>1782</sup> einer sanftmüthigen, biegsamen und <sup>1783</sup> leutseligen Gemüthsart. In ihren Gebärden und Sitten ist viel gefälliges. Als Navarette (um ein Beyspiel davon anzuführen) eines Tages, da er einen hohen Berg hinauf stieg, sehr ermüdet war: so kam ihm der Hauptmann, mit einigen Soldaten, die zur Bewachung des Weges in einem guten Hause oben auf dem Gipfel lagen, beym ersten Anblick entgegen, und führte ihn bey der Hand sehr höflich hinein. Er befahl sogleich Cha (oder Thee) zu bringen. Navarette ging, nachdem der Hauptmann mit vieler Höflichkeit von ihm Abschied genommen durch solche Güte sehr aufgerichtet wieder fort: der rauhe Weg aber machte



machte ihn fast lahm. Als er an eines Ungläubigen Haus kam, (denn er fand nicht eher Christen, als zu Sothyen) fiel er ohnmächtig nieder.

Er erkaunte über seines Wirthes sorgfältige und fleißige Wartung. Man hätte ihm in seiner spanischen Stadt mehr zu Geschehen thun können. Er aß etwas junge Hühner, und bekam wieder Kräfte. Dieser Mann räumte ihm diese Nacht über sein Zimmer und sein Bett ein, welches sehr gut war, und wollte nichts für die Bewirthung nehmen. Dieses, sagt er, ist sehr viel unter Ungläubigen. Er fährt fort: ich habe es schon gesagt, und muß es noch tausendmal wiederholen, daß diese Nation alle andere hierin und in einigen andern Stücken übertrifft.

Man sieht an ihnen nichts rohes, wildes oder unbändiges. Diese Mäßigung bemerkt man auch so gar bei dem gemeinen <sup>Wagen:</sup> Pöbel. Der Jesuit Fontaney traf <sup>ten und</sup> einmal verschiedene Wagen an, die <sup>dußelst</sup> einander auf der Straffe entgegen kamen, und im Fortfahren aufhielten. Hier verwunderte er sich, da er sah, daß die Fuhrer



Fuhrleute, an statt einander lose Reden zu geben, oder zu Schlägen zu kommen, wie in Europa zu geschehen pflegt, einander grüßten, als ob sie lange mit einander bekannt gewesen wären, und einander hülfreiche Hand leisteten, um Platz zu machen. Wenn Europäer es mit Chinesen zu thun haben: so sollten sie sich hüten, daß sie nicht zu hitzig oder zu auffahrend seyn mögten; denn die Chineser halten das auffahrende Wesen für einen sehr unanständigen Fehler. Dieses geschieht nicht deswegen, weil es ihnen an Feuer und Lebhaftigkeit mangelt; sondern darum, weil sie sich in Zeiten dazu gewöhnen, Herren über sich selbst zu seyn.

Ihre Bescheidenheit ist zu bewundern. Die Gelehrten erscheinen allemal mit sitzamen Geberden, und lassen nicht das geringste unanständige in ihrem Betragen von sich blicken. Dem weiblichen Geschlechte scheint die Sittsamkeit angebohren zu seyn. Denn dieses lebet beständig eingezo-gen, und hat sogar die Hände verdeckt, welche niemals aus ihren langen und weis-ten Ärmeln zum Vorscheine kommen. Dies





ses geschieht auch alsdann nicht einmal, wenn sie ihren Brüdern oder Anverwandten etwas überreichen wollen: denn sie legen solches auf den Tisch vor sich hin, und lassen es hernach wegnehmen. Sie ärgern sich nicht wenig darüber, wenn sie Bilder von päpstlichen Heiligen mit nackten Füßen erblicken, und Magellan glaubt, daß sie auch allerdings Grund hiezu haben.

Die Chinesen sind zwar von Natur rachsüchtig, wenn sie durch ihren Eigennuz dazu gereizet werden: doch nehmen sie, sonderlich diejenigen, welche etwas Staat machen, selten gewaltsame Raasregeln. Sie unterdrücken vielmehr äußerlich ihre Empfindlichkeit, und bezeugen sich gegen ihre Feinde so gut, daß man glauben sollte, sie wären ganz unempfindlich. Sobald sich aber eine Gelegenheit zeigt, sie zu stürzen: so ergreifen sie dieselbe unverzüglich. Selbst die Räuber brauchen selten ein anderes Mittel, als List, um ihre Absichten zu erreichen. Einige folgen den Barken, und vermischen sich mit unter diejenigen, welche dieselben in der Provinz Schan tong an dem kaiserlichen Canale hinziehen. Denn hier kann



kann man die Diebe nicht leicht erkennen, weil sie täglich umgewechselt werden. In der Nacht schleichen sie sich in dieselben hinein; brauchen ein gewisses Kraut, durch dessen Rauch, wie man sagt, die Schiffer in einen tiefen Schlaf verfallen, und nehmen mit sich, was sie wollen, ohne bemerkt zu werden. Manche von diesen Dieben lauern zween bis drey Tag<sup>en</sup> lang auf einen Kaufmann, ehe sie eine bequeme Gelegenheit finden können, ihre Absichten auszuführen. Andere brechen zu Lande durch die dicksten Mauern, verbrennen die Thüren, und machen vermittelst eines gewissen Werkzeugs, wodurch das Holz verbrennet, aber nicht in Flammen gesetzt wird, große Löcher hinein. Sie dringen in die geheimsten Zimmer, ohne jemals bemerkt zu werden; und wenn die Leute des Morgens erwachen, so müssen sie erstaunen, wenn sie finden, daß ihre Vorhänge und Bettdecken weg sind, daß das Zimmer von allem Hausrathe ausgeleert ist, und daß man dennoch wohl nicht einmal eine Spur von den Dieben gewahr wird, außer etwan das Loch in der Wand,

B 2

durch



durch welches sie die Sachen herausgehohlet haben.

Le Comte sagt, wenn man einem Chinesen etwas leihen wolle, so müsse man erstlich deswegen Sicherheit haben; denn man könne sich auf ihre Worte nicht verlassen. Manche borgen anfänglich etwas wenig, und versprechen dasselbe mit sehr großen Zinsen wiederzugeben. Dieses thun sie auch auf das richtigste. Hernach fahren sie unter dem Vorwande ihrer Ehrlichkeit fort, immer größere Summen zu borgen. Dieses setzen sie wohl einige Jahre hinter einander fort, bis sie eine recht ansehnliche Summe erhalten haben. Alsdenn werden sie auf einmal unsichtbar.

Doch kann man, wie eben dieser Schriftsteller sagt, auch zuweilen ehrliche und aufrichtige Leute unter den Chinesen antreffen. Denn er erwähnt, daß er und seine Reisegefährten, bey ihrer ersten Ankunft in China, da sie als Fremde und Unbekannte dem Geize der Mandarinen ausgesetzt gewesen wären, doch nicht sagen könnten, daß man ihnen das geringste Unrecht gethan hätte. Und, was noch viel außers



ordentlicher zu seyn scheint, so weigerte sich ein Bedienter aus dem Zollhause, dergleichen Leute gewöhnlich geldgierig zu seyn pflegen, ein Geschenk von ihnen anzunehmen, ungeachtet sie ihn auf das inständigste darum baten: sondern er bezeugte, daß er, so lange er in Bedienung stünde, von niemanden das geringste annehmen würde. Bey dem allen aber versichert dieser Schriftsteller, daß solche Fälle nur selten vorkämen. Von solchen aber muß man nicht auf die Gemüthsbeschaffenheit des ganzen Volkes schließen.

Ein anderer Reisebeschreiber geschildert eines Statsbedienten, der nicht viel geringer als ein Unterkönig war, welchem einige Geschenke von einer Gesandtschaft angeboten wurden; aber, fährt er fort, er schlug sie höflich aus, und sagte: er weigere sich nicht aus einer Chinesischen Verstellung, solche anzunehmen; sondern bloß um die Gewohnheit ihres Landes zu beobachten, da man von keinem Fremden einige Geschenke anzunehmen pflege, bevor sie an dem kaiserlichen Hofe erschienen wären.



Obgleich die Chinesen, wie du Halbe versichert, überhaupt nicht so gar betrügerisch und spitzbübisch sind, als sie le Comte vorstellet: so unterlassen sie doch selten, die Fremden zu betrügen, wenn sie können; und hernach rühmen sie sich noch dessen. Einige sind so unverschämt, daß sie sich, wenn sie ertapt werden, damit entschuldigen, daß sie nicht Hartigkeit und Geschicklichkeit genug besäßen. „Ihr sehet wohl,“ sprechen sie, „daß ich nur ein Stümper bin. Ihr seyd geschickter, als ich. Ein andermal will ich es nicht wagen, mich mit einem Europäer einzulassen.“ Und in der That sagt man auch, daß die Europäer sie ihre Künste gelehret haben. Die Betrügereyen werden vornehmlich gegen die Europäer ausgeübet, und in den Seestädten, welche von ihnen am meisten besucht werden.

Mit einem englischen Schiffshauptmann trug sich etwas sehr lustiges zu. Als derselbe zu Kan ton verschiedene Ballen Seide erhandelt hatte, ging er mit seinem Dolmetscher in das Haus des Kaufmanns, und wollte sehen, ob die Seide auch gut



beschaffen wäre. Als er den ersten Ballen aufmachte: so gefiel sie ihm. In den übrigen aber war lauter verdorbene Seide. Darüber ward er nun sehr zornig, und warf dem Chinesen in den bittersten Ausdrücken seine Spitzbüberey vor. Der andere hörte ihn ganz gelassen an, und gab nur folgendes zur Antwort: Mein Herr, schmälet auf euren Dolmetscher; denn dieser versicherte mich, daß ihr die Ballen nicht untersuchen würdet.

Diese Spitzbüberey wird vorzüglich unter den gemeinen Leuten angetroffen. Diese nehmen ihre Zuflucht zu tausend losen Künsten und verfälschen alles, was sie verkaufen. Einige wissen die Kunst, bey einem Kapaune die Brust zu öffnen, alles Fleisch herauszunehmen, die Hölung sodann wiederum auszufüllen, und das Loch so geschickt und künstlich zuzumachen, daß man den Betrug nicht eher entdeckt, als bis der Kapaun auf die Tafel gebracht wird, und zerlegt werden soll. Andere sind nicht weniger geschickt, einen Schinken nachzumachen: sie nehmen ein Stück Holz, umgeben es mit einer Art von Er-



de, und wickeln es sodann in Schweinshaut  
 ein. Doch muß man gestehen, daß sie  
 solche Betrügereien selten an andern  
 als an Fremden, ausüben; und an an-  
 dern Orten, die von den Küsten entfernt sind,  
 haben es die Chinesen selbst kaum glauben.

Wenn sie einen Vortheil erschnappen  
 wollen: so wenden sie alle ihre Geschick-  
 lichkeit an, um sich bey denen einzuschmei-  
 cheln, welche ihre Absichten befördern könn-  
 en, und suchen durch häufige Geschenke  
 und Dienstüberzeugungen, wofür sie keine  
 Vergeltung zu erwarten vorgeben, ihre  
 Freundschaft zu gewinnen. Sie wissen  
 mit erstaunenswürdiger Geschicklichkeit alle  
 Gestalten anzunehmen, können ganze Jahre  
 lang warten, und wenden die geringsten  
 Gelegenheiten zu ihrem Vortheile an, um  
 ihre Absichten zu erreichen.

Die Hofleute und die Unterkönige  
 in den Provinzen, und die vornehms-  
 ten Kriegsbedienten sind in beständiger  
 Bewegung, um die wichtigsten Staatsbes-  
 dienungen zu erhalten, oder an sich zu zie-  
 hen. Da nun solche, nach den Gesetzen,  
 nur den Verdiensten zur Belohnung dienen  
 sollen:



sollen: so suchen sie ihre Absichten unter der Hand auf tausenderley Arten, durch Geld, Gönner und List auszuführen. Daher gesteht le Comte, daß sie die erfahrensten Statsleute sind. Sie haben eine natürliche Geschicklichkeit sowohl zu Statssachen, als zur Handlung und führen ihre Sachen unter einander selbst aus. Die Fürsten und andere Große des Reichs bedienen sich eben sowohl der List gegen einander, als an irgend einem europäischen Hofe zu geschehen pfleget. Ein jeder ist beständig bemüht, des andern seinen Geschmack, seine Neigungen, seine Gemüthsverfassung und seine Absichten auszuforschen.

In einigen Bezirken sind die Leute so zankfüchtig, daß sie ihre Ländereyen, Häuser und Güter verpfänden, bloß um das Vergnügen zu haben, Rechtshandel zu führen, und ihrem Gegner eine gute Prügelsuppe zuzubereiten. Zuweilen aber trägt es sich zu, daß es der Beklagte, vermittelt größerer Geschenke dahin bringt, daß die Streiche auf den Kläger fallen. Daher entstehen unauslöschliche Feindschaften



ten unter ihnen. Untern andern brauchen sie das Mittel, das Haus ihres Feindes zur Nachtzeit mit Feuer anzustecken; doch geschieht dies nicht oft, weil die Todesstrafe darauf gesetzt ist. Viele verabscheuen auch solche Schandthaten, und versöhnen sich aufrichtig mit ihren Widersachern.

Bei dem allen haben doch auch die lasterhaftesten Chinesen von Natur eine Liebe zur Tugend, und zu denen, die sie ausüben. Diejenigen, welche selbst nicht keusch sind, bewundern doch keusche Personen, insbesondere Witwen. Sie erhalten das Andenken derer, welche ein keusches Leben geführt, oder ihrem Vaterlande gedienet, oder sich durch Tapferkeit, oder eine andere merkwürdige That, hervorgethan haben, durch Triumphbögen und Aufschriften. Sie suchen sehr, ihre Laster vor den Leuten zu verbergen. Sie hegen die größte Ehrfurcht und Hochachtung gegen ihre Eltern, und diejenigen, welche ihnen vorgesetzt gewesen sind, wie auch gegen alte Leute. Hierinnen geht ihnen der Kaiser selbst zunge, mit seinem Beispiele vor. So erzählt ein Schriftsteller, der Kaiser habe einem

ohn:



ohngefährte hundertjährigen Manne bey seinem Eintritte ins Zimmer die Gnade erzeigt, daß er von seinem Throne aufgestanden: solches wäre aber nicht seiner Person, sondern seines Alters wegen geschehen. Du Halde führet eben dasselbe an, und sezet noch einige Ehrenbezeugungen hinzu. Sie verabscheuen alle Handlungen, Worte und Geberden, welche Zorn oder die geringste Gemüthsbewegung zu verrathen scheinen.

Magellan merket an, daß sie in der sittlichen Weltweisheit vollkommen wohl bewandert sind. Dieses ist ihre vornehmste Beschäftigung, und der hauptsächlichste Gegenstand ihrer Unterredungen in Gesellschaften. Er sezet hinzu, sie hätten einen so geschwinden und durchdringenden Verstand, daß sie, bey Lesung der Bücher, welche die Jesuiten geschrieben haben, die schwersten und verwirrtesten Fragen und Abhandlungen, sowohl in der Mathematik und Weltweisheit, als auch in der Gottesgelahrtheit, mit leichter Mühe verstünden. Er versichert, daß er verschiedene gekannt habe, welche, ohne einigen Unterricht, wie

er



er aus ihren Reden hätte abnehmen können, die Fragen, welche Gott und die Dreieinigleit betrafen, auf das geschwindeste begriffen hätten, wenn sie dieselben in des Buglio Chinesischer Uebersetzung des Thomas Aquinas gelesen hätten.

zu sa. Die lackirten Sachen, das schöne  
 dt. Porcellän, und eine große Menge wohlgearbeiteter Seidenwaaren, die aus China zu uns gebracht werden, sind Beweise von der Scharfsinnigkeit der Einwohner. Sie sind nicht weniger geschickt, in Verfertigung allerhand Hausraths von Ebenholze, Muscheln, Elfenbein, Ambra, und Corallen. Ihre Schnitz- und Bildnerwerke, wie auch ihre öffentlichen Gebäude, worunter die Thore der grossen Mauer, die Triumphbögen, ihre Brücken, und ihre Thürme gehören, drücken etwas grossfes und edles aus. Sie sind in allen Arten von Künsten auf gleiche Art glücklich, und thun alles mit einer gewissen Artigkeit, die ihrem Geschmacke gemäss ist. Sind sie auch gleich, in manchen Stücken, zu keiner so grossen Vollkommenheit gelanget, wie man an europäischen Wercken wahrnimmt:

nimmt: so geschieht solches deswegen, weil sie durch die Chinesische Mäßigkeit und Sparsamkeit eingeschränkt werden, welche den Ausgaben der Privatpersonen Grenzen setzet.

Ihre Erfindung ist zwar nicht so gut, als bey unsern Künstlern; aber die Werkzeuge, deren sie sich bedienen, sind viel einfacher, und sie machen auch alle Muster nach, die man ihnen vorleget, ob sie gleich die Sache selbst niemals zuvor gesehen haben. So versertigen sie izz Taschenuhren, Wanduhren, Spiegel, Musketen, Pistolen, und viele andere Dinge, von denen sie vorher gar keinen Begriff hatten, oder die sie nur unvollkommen versertigten.

Indessen haben sie doch eine so große Einbildung von sich selbst, daß auch sogar der geringste Pöbel gegen alle übrigen Völkler die größte Verachtung heget. Sie sind in ihr Vaterland, und in ihre Gewohnheit so verliebt, daß man sie nicht überreden kann, etwas davon fahren zu lassen, oder zu glauben, daß etwas außer China gut seyn könne. Man kann sie nicht dahin bringen, daß sie nur etwas auf die euros  
pä



päische Art vornähmen. Man hatte Müs-  
 he genug, die Chinesischen Bauleute dahin  
 zu bewegen, daß sie eine Kirche, welche  
 in dem Bezirke des Pallastes steht, nach  
 dem aus Frankreich gebrachten Muster er-  
 bauten. Ihre Schiffe sind sehr schlecht  
 gebauet, und sie bewundern diejenigen,  
 welche aus Europa kommen. Wenn man  
 aber ihren Bauleuten den Rath ertheilet,  
 daß sie dergleichen erbauen sollen: so er-  
 staunen sie über ein solches Zumuthen und  
 sprechen: „Wir bauen nach Chinesischer  
 „Art.“ Antwortet man: „Sie tauget  
 „aber nichts:“, so versehen sie: „Daran  
 „liegt nichts. Es ist schon genug, daß sie  
 „in dem Reiche gewöhnlich ist; und es  
 „würde ein Verbrechen seyn, wenn wir  
 „davon abgehen wollten.“ Diese Ants-  
 wort rühret aber doch theils aus Furcht  
 her, daß sie den Europäern, welche sie draus-  
 chen würden, nicht gefallen mögten. Denn  
 die Kunstlerfahrenen nehmen sonst eine jede  
 Arbeit, nach gegebener Anleitung, bereits  
 willig über sich, und führen sie aus, das  
 Muster sey auch wie es wolle. Die Natis-  
 on ist zwar sehr alt, sagt Sonnerat; aber  
 sie



sie bekümmert sich nicht darum, ihre Wiſſenbränche zu verbessern. Der Chineſe hat keinen Funken von Genie, keine Thätigkeit in ſeiner Vorſtellungskraft. Alles geht bei ihnen Maſchinenmäßig oder nach regelloſer Gewohnheit. Die Reiſebefchreiber geſtehen dies ziemlich deutlich ein; und wenn man von ihren Nachrichten das Enthuſiaſtiſche wegnimmt, ſo wird man bald ſehen, daß die ganze Chineſiſche Induſtrie bloß auf Kleinigkeiten eingeſchränkt iſt. Nie, verſichert eben dieſer Schriftſteller, waren ſie im Stande eine Taſchen oder Handuhr zu machen, obſchon ſie ſich mit allem Fleiße darauf legten; und unſere größten Arbeiten aus dieſem Fache erregen ihre Bewunderung.

Das gemeine Volk iſt nicht im Stande, ohne beſtändige Arbeit, ſeinen Unterhalt zu erwerben. Man findet auch faſt nirgends ein arbeitsameres und mäßigeres Volk, als dieſes; denn es wird von der Kindheit an, zu ſchweren Arbeiten gewöhnt. Ein Chineſe bringt wohl ganze Tage damit zu, daß er die Erde umgräbt, und dabei oft bis an die Knie im Waſſer ſteht,



steht, und wenn es Abend wird, so hält er sich für glücklich, wenn er etwas gekochten Reis, gekochtes Kraut oder Thee hat. Sie nehmen zu allerhand Arten von Erfindungen ihre Zuflucht, um sich Lebensmittel dadurch zu erwerben. Und da man in dem ganzen Reiche keinen Schuh breit Erde, so zu sagen, findet, der nicht angebauet wäre: so trifft man auch keinen Menschen, es sey Mann oder Weib, an, er mag auch noch so alt, taub oder blind seyn, der nicht seinen Lebensunterhalt gar leicht erwerben könnte. Sie bedienen sich selten eines andern Werkzeuges, um ihr Korn zu mahlen, als einer Handmühle, und da diese nichts weiter, als eine Bewegung der Arme erfordert: so kann dazu eine unzählige Menge von Leuten gebraucht werden.

Die Chinesen machen sich alles dasjenige zu Nutze, welches andern ganz unbrauchbar zu seyn scheint. Eine große Menge Häuser in Peking erhalten sich blos dadurch, daß sie Schwefelblözchen verkaufen. Andere lesen kleine seidene, wollene, cattune, oder leinwandene Läppchen, Beine von Hunden, und Stückchen Papier, auf den  
Gassen



Gassen auf, reinigen sie, und verkaufen sie wiederum. Sie handeln sogar mit Wisste, und aus diesem Grunde haben viele, in allen Provinzen, Fässer oder Eymter bey sich. In einigen Orten laufen sie mit ihren Parken in die Kanäle ein, welche hinter den Häusern sind, und füllen sie fast alle Stunden des Tages. Uebrigens stellen sich die Bauern ein, laufen dieses an sich, und geben dafür Holz, Del und Hülsenfrüchte. In allen Straßen findet man Abtritte für die Durchgehenden, um sich zu erleichtern, und die Eigenthümer ziehen davon grossen Vortheil.

Allein die erstaunenswürdige Anzahl <sup>der</sup> der Einwohner in China, verursacht <sup>de und</sup> <sup>Wagel</sup> dennoch, ungeachtet ihres Fleisses und <sup>ist</sup> ihrer Mäßigkeit, eine große Noth unter ihnen. Manche sind so dürftig, daß sie ihre Kinder, aus Mangel der nothwendigen Lebensmittel auf den Straßen aussetzen, sonderlich wenn die Mütter krank werden, oder keine Milch haben, um sie zu säugen. In großen Städten, wie Peking und Kanton sind, ist dieser rührende Anblick gar nicht selten; an andern Orten aber



ist er um so viel ungewöhnlicher. Andere bringen die Wehmütter dahin, daß sie die neugeborenen Mädchen in einem Becken mit Wasser ertrinken lassen. (Sonnerat erkläret jedoch den Vorwurf, daß die Chinesen ihre Kinder ersäuften, vor ungerrecht, und entschuldigt das Aussehen der Kinder mit ihrer Armuth). Eben dieses Elend ist auch die Ursache von einer großen Menge Sklaven, oder vielmehr solcher Personen, welche sich unter der Bedingung verpfänden, daß sie wiederum ausgelöst werden sollen. Auf solche Art sind eine große Menge von Knechten und Mägden an ein Haus gebunden, wiewohl manche auch ordentlich, wie in Europa geschieht, gemiesethet sind. Manchmal verkaufet ein Vater seinen Sohn, und wohl noch dazu sich selbst und sein Weib, um einen sehr billigen Preis. Wenn er es aber möglich machen kann, so verpfändet er lieber nur sein Hausgesinde.

Die Kleidung der Mannspersonen ist nach dem ernsthaften Wesen eingerichtet, das sie von sich blicken lassen. Sie besteht in einem langen Kleide, das bis auf die Erde



Erde hinunter geht. Die Seitentheile gehen über einander weg, und derjenige, welcher oben ist, ist nach der rechten Seite zugekehrt, wo er mit vier bis fünf goldenen oder silbernen Knöpfen, die nicht weit von einander abstehen, angeknüpft wird.

Ein anderer Schriftsteller sagt, sie <sup>trugen</sup> tragen zwei weite Röcke von seidnen oder baumwollenen Zeuge, von welchen der untere weiß, der obere aber violett oder schwarz ist. Diese gleichen unsern langen Schlafrocken, und sind ohne Futter, Steifung, Knopflöcher, Falten und Aufschläge; vorn sind sie mit kleinen runden verguldeten Knöpfchen zugeknüpft, welche weit von einander stehen und in kleine Schnüre greifen, die nach innen etwas weit hineinsitzen, daher die Röcke vor der Brust doppelt sind. Die Ärmel sind an den Schultern <sup>so weit</sup> weit, werden gegen die Hand zu, <sup>da und</sup> immer enger, haben am Ende die Gestalt eines Hufeisens, und bedecken die ganze Hand, ausgenommen die Spitzen der Finger. Sie umgürten sich mit einem silbernen Gurten, dessen Enden bis auf die Knie herunterhängen. Daran befestigen sie eine



Büchse, worinn ein Beutel, ein Messer und zwei kleine Stiffel stecken, deren sie sich an statt der Sabeln bedienen. Ehemals trugen die Chinesen gar kein Messer bey sich, und die Gelehrten thun es noch izt sehr selten.

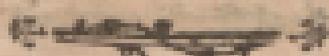
Im Sommer tragen sie unter ihrem langen Unterkleide leinene Beinkleider. Darüber ziehen sie zuweilen noch andere von weißen Taffent. Im Winter aber tragen sie Beinkleider von Atlasse, die mit Kattun oder roher Seide gefüttert sind. In den nördlichen Gegenden haben sie lederne Beinkleider, welche sehr warm sind. Die Hosen sind weit und weiß, und werden um den Leib und unter den Knien zugeschnürt. Ihre Hemden sind aus verschiedenen Zeug ge verfertigt, nachdem die Jahreszeit ist, und sehr weit und kurz. Viele tragen im Sommer, damit sie ihre Kleidung vor dem Schweiß bewahren mögen, ein seidenes Netz auf der Haut, welches verhindert, daß das Hemde nicht an dem Leibe ankleben kann. So lange der Sommer währet, gehen sie um den Hals ganz blos: im Winter aber tragen sie ein Halstuch von Atlasse,



lasse, oder Zobel, oder Fuchshaut, und befestigen es an das Unterkleid. Die Kleider sind auch wohl mit Schaffellen, oder mit Seide und Kattun gefüttert. Heute vom Stande füttern sie durchaus mit kostbarem Zobel, oder feinen Fuchsfellen, mit einem Rande von Zobel. Im Frühlinge tragen sie dieselben mit Hermelin gefüttert. Ueber dem Unterkleide tragen sie einen Oberrock mit kurzen Ärmeln, der auf gleiche Art gefüttert oder eingefast ist.

Wie siehet man einen Chinesen sich *aus* der Peruquen, Halstücher, Hemdenbpfle, Handschuh, Strumpfbänder, Schuh oder Gurtschnallen, und nur selten eines Stokkes bedienen; anstatt dieser Sachen hängt die Tobackspfeife, der Toback; und Geldbeutel an langen Schnüren von der Seite bis auf die Beine. Des Winters ziehen sie öfters dreizehn bis vierzehn Röcke übereinander an, oder lassen sie auch mit Pelz füttern. Statt des Ruffs tragen sie eine lebendige Wachtel (*Tetrao Coturnix*) in den Händen.

Es ist nicht erlaube, Kleider von *da* *hab* allen Farben ohne Unterschied zu tras *de*.



gen. Niemand als der Kaiser, und die Prinzen vom Gebläte, dürfen gelb gekleidet gehen. Einige Mandarinen kleiden sich gern, an feyerlichen Tagen, in Atlas, mit einem rothen Boden: ordentlich aber gehen sie schwarz, blau oder violet gekleidet. Das übrige Volk kleidet sich gemeiniglich ohne in blaues oder schwarzes Calico. Die Armen, sagt ein anderer Schriftsteller, begnügen sich mit einem kleinen Rocke von baumwollenen Zeuge, mit weiten Schiffsferhosen, und mit Regenkappen von Bambusblättern; sie gehen Barfuß, und die mehrentheil bis auf den halben Leib nackend. Man siehet öfters kleine Kähnen voller nackter Kinder und meist nackter Eltern, welche keine andere Wohnung, als diese auf dem Wasser haben, auf welchen sie sich zu Tausenden von Fischen und von Auffischung der ins Wasser geworfenen Flundersn, todten Schweine und was sonst von den Schiffen über Bord geworfen wird, ernähren.

Sonsten bestreichen sie ihr Haar sehr häufig mit Oele, und hatten sich in diesen Zierrath so verliebt, daß viele lieber sterben,





breitet. Dieses Haar, welches ungemein zart und leicht ist, wächst auf den Schenkeln einer gewissen Art von Kühen, und hat eine vortreflich schöne rothe Farbe. Die Mandarinen und Gelehrten haben noch eine andere Art von Mützen, welche das gemeine Volk nicht tragen darf. Sie haben eben die Gestalt, wie die vorigen, sind aber von Pappe verfertiget, und inwendig mit rothem oder blauem Atlasse gefuttert. Von aussen sind sie mit weißem Atlasse überzogen, und mit einer grossen Locke von der feinsten rothen Seide bedeckt. Leute vom Stande bedienen sich öfters der erstern Art, vorzüglich wenn sie reiten, oder wenn garstiges Wetter ist: denn sie halten den Regen auf, und verwahren das Haupt sowohl von vornen als von hinten, vor der Sonne. Im Winter tragen sie eine Art von sehr warmen Mützen, die ein Gebräme von Zobel, Hermelin oder Fuchse, und oben auf der Spitze eine Locke von rother Seide haben. Das Gebräme ist zwei bis drei Zoll breit, und sieht schön aus, vorzüglich wenn es von dem feinen, schwarzen, glänzenden Zobel verfertigt ist.

Ein



Ein anderer Schriftsteller sagt: die <sup>China</sup>Arbeitsleute, welche viel in der Sonne gehen, besonders Bauern und Fischer, bedecken sich mit niedergeschlagenen Bambushüten, deren Krempen oft mehr als eine Farbe haben. Sonst, fährt er fort, sind Mützen gebräuchlich, deren einige einem umgekehrten Trichter mit einem Knopfe in der Spitze gleichen; sie sind mit rother ungesponnener Seide überdeckt, die oben fest gemacht ist und bis auf den Rand frey hängt. Dieser Mützen bedienen sich die Vornehmeren. Andere haben schwarze seidene Mützen mit einem Gebräme von Sammet, oder die ganze Mütze ist auch von Sammet, mit oder ohne Fadenseide, welche oben in der Spitze hängt, und in der Mitte einen Knopf von Golde, Edelsteinen, Ambra, Glasfluß oder nach Verschiedenheit des Standes oder Vermögens, von noch etwas Geringern, hat. Einige vornehme Leute, unterscheiden sich von den übrigen durch gewisse Ordenszeichen, die sie auf der Brust tragen; andere aber tragen hinten in der Mütze zwey Eichhornschwänze, und noch andere bezeichnen



sich durch die verschiedene Kostbarkeit des Knopfes auf der Mütze.

du gali  
de uich  
de Com  
in. Die Chinesen, zumal die vom Stanz de, lassen sich niemals öffentlich ohne Stiefel sehen. Diese sind gemeinlich von Seide, besonders von Atlasse oder Calico, und liegen dicht an, haben aber weder Stolpen noch Absätze. Wenn sie reiten, so haben sie Stiefel von Rinds oder Pferdeleder, die so gut gearbeitet sind, daß nichts geschickter und biegsamer seyn kann. Ihre Stiefelstrümpfe sind von Stoff, und mit weißem Kattune beneht und gefüttert. Ein Theil davon geht über die Stiefeln hervor, und hat einen breiten Rand von Plüsch oder Sammet. Aber diese sind zwar im Winter gut, um die Beine warm zu halten: bey heißem Wetter aber ganz unerträglich. Um deswillen hat man noch eine andere Art, die kühler ist. Gemeine Leute aber tragen oftmal, um die Kosten zu ersparen, Strümpfe von schwarzem Lusche. Leute von Stande tragen dergleichen seidene zu Hause, welche sehr nett und schön sind.



Nach dem Berichte eines andern <sup>aus</sup> Schriftstellers, sind ihre Strümpfe wie Stiefeln gemacht; und die Vornehmen lassen die Ränder und Zwickel mit Gold oder Silber brodiren. Bisweilen, fährt er fort, hängen sie mit den Schuhen zusammen, bisweilen nicht. Ihre Schuhe gleichen Pantoffeln ohne Absätze, aber mit Hintersquartieren und einer weißen fingerdicken Sohle; sie sind vorn abgestutzt. Die Oberleder sind ausgeheht. Alles ist von Schweinleder und mit baumwollenen Garn gehebt.

Wenn sie ausgehen, oder einen <sup>du hast</sup> vornehmen Besuch abstaten: so tra- <sup>de und</sup> gen sie über ihre Unterkleider, welche <sup>is Com</sup> <sup>er.</sup> ordentlich von Atlasse oder Leinwand sind, einen langen seidnen Rock, der gemeinlich blau ist, und darüber einen Gürtel. Ueber dieses alles kömmt noch ein kurzes schwarzes oder Weilgenblaues Kleid, welches nur bis auf die Knie reicht, aber sehr weit ist, und weite und kurze Ärmel hat. Ueber dieses tragen sie noch eine Mütze, die eine kurze kegelförmige Gestalt hat, und mit frey herum flatternder Seide, oder rothem



rothem Haare, bedeckt ist. Endlich ziehen sie Stiefel von Stoffe an, und nehmen einen Fächer in die Hand.

Bei dem weiblichen Geschlechte werden die natürlichen Reize, die man an den Chinesischen Frauenzimmer wahrnimmt, durch nichts mehr vergrößert, als durch das ungemein sittsame Wesen, welches aus ihren Blicken und aus ihrer Kleidung hervorleuchtet. Ihre Röcke sind sehr lang, und bedecken sie vom Kopfe bis auf die Füße, so, daß man weiter nichts, als das Gesicht zu sehen bekommt. Ihre Hände stecken beständig in ihren weiten Ärmeln, welche sie beynahe schleppen würden, wenn sie dieselben nicht immer zusammen hielten. Die Farbe ihrer Kleidung ist roth, blau oder grün, wie es ihnen gefällt. Aber violet oder schwarz geht fast niemand, als nur bejahrte Frauenzimmer, gekleidet. Sie gehen langsam, schlagen die Augen zur Erde, und hängen den Kopf auf eine Seite. Auf solche Weise sehen sie wie Nonnen oder Klosterjungfern aus. Ihr Gang aber ist ungewiß, und ihre Stellung kann den Fremden nicht gefallen. Dieses rühret



ret von der gezwungenen Kleinheit ihrer Füße her, welche sie sehr feste binden, um zu verhindern, daß sie nicht wachsen können. Diese Unbequemlichkeit suchen sie auch alsdann noch zu vermehren, wenn sie groß gewachsen sind: denn kleine Füßchen halten sie für eine außerordentliche Schönheit, und suchen sie beständig zu zeigen, wenn sie gehen.

Da dieses Unvermögen, gut zu gehn, ein Zeichen des Reichthums ist, schreibt ein anderer Reisender, so müssen die Vornehmern ihren Töchtern von ihrer Jugend an die Füße in eisernen Schuhen zusammenpressen lassen.

Die Chinesen wissen selbst nicht die zu was Entstehung dieser wunderlichen Gewohnheit recht anzugeben. Daß die Alten um deswillen die kleinen Füße aufgebracht haben sollen, damit ihre Frauen fein zu Hause bleiben mögten, wird von einigen vor eine Erdichtung gehalten. Viele von ihnen glauben, man hätte eine Staatsabsicht dabey gehabt, und das Frauenzimmer in beständiger Unterwürfigkeit erhalten wollen. Bey einem andern Schriftsteller liest man



os. man folgendes: Man sagt zwar, daß dieser Gebrauch dem Frauenzimmer als eine Strafe aufgelegt worden, weil es bey einem Einfalle der Portugiesen seine Mänsner hätte verrathen wollen, sie selbst aber halten dieses vor eine unerweisliche Beschuldigung.

du. So viel ist gewiß, daß sie sehr  
dr. eingeschlossen leben müssen, und selten einen Fuß aus ihren Zimmern setzen dürfen, welche an dem abgelegensten Orte des Hauses sind. Sie haben auch mit niemanden einige Gemeinschaft, außer mit ihren Mägden. Indessen findet man doch, überhaupt zu sagen, auch bey ihnen die allgemeine Eitelkeit des weiblichen Geschlechtes. Und ob sie gleich niemand, als ihre Bedienten, zu sehen bekommen: so wenden sie doch alle Morgen ganze Stunden darauf, daß sie sich puzen und ausschmücken. Man versichert, sie rieben ihr Gesicht mit einer Art von Mehle, um es schön zu machen; diese Gewohnheit verdürbe aber in Kurzem ihre Haut, und machte sie voller Runzeln.



Die gemeineren Frauenleute, *oues*, sagt ein anderer Schriftsteller, siehet man täglich, besonders in den Wäldern, sie sind, fast wie die Mannspersonen, in Rock und Hosen gekleidet, scheeren sich aber den Kopf nicht, sondern knüpfen ihre langen Haare zusammen in einen Knoten auf der Scheitel, und befestigen sie mit großen, langen, silbernen Nadeln. Die Haare der Unverheyratheten sind an den Seiten verschnitten, und hängen einer Querhand lang rund um den Kopf. Der Taback wird bloß geraucht, dieser Gebrauch desselben aber ist auch bey beyden Geschlechtern desto allgemeiner; daher man die Frauen in den Wäldern nicht selten mit den Kindern auf dem Rücken und der Tabackspfeife im Munde, am Kuder sehen siehet. Die Mütter, welche ihre Kinder allemal selbst auferziehen, binden sie, um nicht in ihren Arbeiten gehindert zu werden, auf den Rücken. Da nun das Kind mit der Nase sehr oft gegen den Rücken der Mutter stößt: so glaubt man, daß sich hierdurch die breiten Nasen bilden, welche man bey diesem Volke fast durchgehends antrifft.

Der



du hat. Der Kopfschmuck des vornehmern  
 de. Frauzimmers besteht gemeiniglich in  
 viele Locken, die mit kleinen Sträußchen  
 von goldenen und silbernen Blumen unter-  
 menget sind. Einige schmücken ihr Haupt  
 mit dem Bilde des Fong wchang, eines  
 erdichteten Vogels. Dieses ist von Gols-  
 de, oder von Silber und vergoldet, nach-  
 dem die Person vom Stande ist. Die Flü-  
 gel sind geschickt über den vordern Theil  
 ihres Kopfschmucks ausgebreitet, und neh-  
 men den obern Theil ihrer Schläfe ein.  
 Der lange ausgebreitete Schwanz stellet  
 eine Art von einem Federbusche auf  
 dem Wirbel des Hauptes vor. Der Kops-  
 per liegt auf der Stirne auf. Der  
 Hals und der Schnabel hängen auf die  
 Nase herunter. Der Hals aber ist durch  
 eine verborgene Angel an dem Körper bes-  
 festiget, damit er sich bey der geringsten  
 Bewegung des Hauptes bewegen kann.  
 Der Vogel steht auf den Füßen, und dies-  
 se stecken in den Haaren, damit er nicht  
 herunter falle. Das Frauzimmer von  
 sehr vornehmen Stande trägt zuweilen eis-  
 nen Kopfschmuck von mehreren solchen Vögeln,  
 die



die in einander geschlungen sind, und eine Art von einer Krone vorstellen. Die bloße Arbeit daran kostet sehr viel Geld.

Ich sahe, sagt ein anderer Schriftsteller, bey dem Goldschmiede ein Kopfzeug, das von grobem Silberdrate geflochten, und beynahe wie ein kleiner Koch vertieft war; in demselben waren zur Erhöhung des Glanzes bey dem Tragen hie und da rothe Stücke Zeug befestigt.

Das Schminken ist hier durchgängig Mode.

Das junge Frauenzimmer trägt gewöhnlich eine Art von einer Krone,<sup>20.</sup> die aus Pappe verfertigt und mit schönem Leder überzogen ist. Das Vordertheil erhebet sich in eine Spitze über die Stirne und ist mit Perlen, Diamanten und andern Zierrathen besetzt. Der Wirbel des Hauptes ist mit natürlichen oder künstlichen Blumen geschmückt, die mit kleinen Griffeln untermischt sind, auf deren Spitzen Juwelen stecken. Frauen hingegen, die schon bey Jahren sind, zumal von gemeinem Stande, begnügen sich mit einem Stücke



von sehr feinem seidnen Zeuge, das sie einigemal um den Kopf herumwickeln.

Die Mode in der Kleidung ist bey den Chinesen vom Anfange ihres Reichs an, bis zu dessen Eroberung durch die Tataren, allemal einerley gewesen; und diese haben nichts in ihren alten Gebräuchen geändert, außer daß sie dieselben genöthiget haben, sich nach ihrer Art zu kleiden.

Magellan bemerkt, daß dieses Volk alle übrigen in der Sorge übertrifft, welche sie vor ihre Kleidung tragen. Die schlechteste Person, und wenn sie auch noch so arm ist, geht doch anständig gekleidet und nach der Mode. Man muß erstaunen, fährt er fort, wenn man sie alle, und auch die Elendesten, am neuen Jahrestage in ihren neuen Kleidern, und auf das beste gepuget sieht.

## Zweyter Abschnitt

Von den Ceremonien, die sie bey ihren  
Grüssen, Höflichkeitsbezeugungen und  
Besuchen beobachten.

Es scheint, als ob die Chinesen in da-  
keiner Sache sorgfältiger wären,<sup>dt.</sup>  
als in Beobachtung ihrer Ceremonien und  
Höflichkeitsbezeugungen. Denn sie glauben,  
daß eine gehörige Sorgfalt in Ausübung  
der Pflichten der Höflichkeit mehr Nutzen  
schaffe, als sonst etwas; daß sie das Ges-  
müth von der angebohrnen Grobheit be-  
freye, Sanftmuth und Gefälligkeit ein-  
flöße, und in einem State Ruhe, gute  
Ordnung und gebührende Untermüthigkeit  
erhalte. Unter ihren Büchern, welche  
von den Regeln der Höflichkeit handeln,  
findet man eines, welches auf drey tausend  
solcher Regeln enthält, und worinnen al-  
les umständlich ausgeführt ist. Die ge-  
meinen Grüsse, die Besuche, die Geschen-  
ke, die Gastereyen, und was nur öffent-  
lich oder unter einzelnen Personen vorgeht,  
sind



sind vielmehr eben so viele festgestellte Gesetze, als bloße nach und nach eingeführte Gewohnheiten.

Das Ceremoniel ist in Ansehung der Personen von allen Ständen gegen einander fest gestellt, wenn sie etwas mit ihres gleichen, oder mit ihren Vorgesetzten zu thun haben. Die Großen wissen, was sie dem Kaiser und den Prinzen für Ehrerbietung schuldig sind, um wie sie sich gegen einander aufführen sollen. Selbst die Handwerksleute, die Bauern, und die Geringssten aus dem Pöbel beobachten alle Gebräuche, die ihnen vorgeschrieben sind, und zeugen, wenn sie zu einander kommen, Gefälligkeit und ein gesittetes Wesen. Niemand, er sey auch wer er wolle, darf sich von diesen Gesetzen ausschließen, und jemanden weniger Ehrerbietung erzeigen, oder mehr von andern fordern, als ihm vorgeschrieben ist.

Als der Leichnam einer verstorbenen Kaiserinn zur Beerdigung geführt wurde: so rief einer von den Prinzen von Seblaste einen Kolan zu sich, um mit ihm zu sprechen. Der Kolan kam und antwortete ihm  
auf



auf den Knien. Der Prinz ließ ihn in dieser Stellung. Den nächstfolgenden Tag verklagte ein Koli den Prinzen und alle Kolaue vor dem Kaiser; den Prinzen, weil er einen so angesehenen Beamten in einer so demüthigen Stellung vor sich hatte erscheinen lassen; die Kolaue, und vornehmlich denjenigen, welcher gekniet war, weil er diese so hohe Würde in dem Reiche verunehrt hatte; und die übrigen, weil sie sich nicht dawider gesetzt, oder wenigstens dem Kaiser hiervon Nachricht ertheilt hatten. Der Prinz entschuldigte sich daß er nicht gewußt hätte, was man in einem solchem Falle vor eine Gewohnheit oder vor ein Gesetz hätte, und daß er eine solche Unterwerfung nicht verlangt hätte. Der Koli aber führte ihm zur Antwort ein Gesetz aus einer alten Dynastie an.

Hierauf befahl der Kaiser dem Lipu, oder dem Ceremonienrathe, daß sie dieses Gesetz in den Archiven nachsuchen, und, im Falle sie keines finden könnten, deswegen eine Regel abfassen sollten, welche auf das künftige Statt haben könnte. Das vornehmste Geschäfte dieser Rathversammlung



lung besteht darinnen, daß sie auf die Gebräuche im Kaiserthume Achtung geben muß. Auch die Fremden sind von ihrer Verbindlichkeit nicht ausgenommen. Man hat die Gewohnheit, ehe man einen Gesandten bey Hofe einführet, daß man ihn vorher vierzig Tage lang hinter einander unterrichtet, und ihn in den Gebräuchen des Landes übet; eben so, wie die Schauspieler ihre Rollen zuvor hersagen, ehe sie dieselben auf dem Schauplätze vorstellen.

Fast alle diese Gebräuche bestehen darinn, daß man auf die gehörige Art sich beuge, nieder knie, und sich ein oder mehreremal zur Erde niederwerfe, nachdem es die Gelegenheit, der Ort, oder der Stand der Personen erfordert: vorzüglich wenn man Besuche abkattet, Geschenke überreicht, oder gute Freunde bewirtheht.

Die gemeine Art, einander zu grüßen, besteht bey den Mannspersonen darinn, daß sie die Hände auf die Brust zusammen schlagen, sie auf eine besondere Art bewegen, das Haupt ein klein wenig neigen, und dabey sprechen: Tsin tsin. Dieses ist ein höflicher Ausdruck, der keine bestimmte



stimmte Bedeutung hat. Wenn sie jemanden begegnen, dem sie größere Ehrerbietung zu erzeigen verbunden sind: so schlagen sie erstlich die Hände zusammen, heben sie hernach in die Höhe, lassen sie sodann beynahe bis an die Erde niedersinken, und beugen zugleich den Kopf sehr tief. Wenn zwey gute Bekannte nach einer langen Trennung wiederum zusammen kommen: so fallen sie beyde auf die Knie nieder, und beugen sich bis zur Erde. Als dann stehen sie auf, und wiederholen es zwey bis drey mal. In ihren höflichen Ausdrücken bedienen sie sich gemeinlich des Wortes So. Ist jemand an einem Orte nur erstlich angelanget, so ist die erste Frage, die sie an ihn thun: Na so, das ist: ob alles auf seiner Reise glücklich gegangen sey? Wenn man sie fraget, wie sie sich befinden: so antworten sie: Kau lau ye hung so; sehr wohl, Dank sey eurem überflüssigen Glücke. Wenn sie Jemanden sehen, der sich wohl befindet, so reden sie ihn so an: Hung so, welches eben so viel ist, als wenn sie sagten: Das



Glück ist auf eurem Gesichte abgebildet; oder  
Ihr habt ein glückliches Gesicht.

Bei dem Anfange der Monarchie, als  
die Einfalt noch herrschte, erlaubte man  
den Frauenpersonen, wenn sie sich gegen  
eine Mannsperson höflich ausdrücken woll-  
ten, die Worte: Wan so, zu gebrauchen,  
das ist: alles, oder gutes Glück sey auf euer  
Seite. Nachdem aber die Keimigkeit  
der Sitten anfangt verderbt zu werden, so  
glaubte man, diese Art von Höflichkeitsbes-  
zeugungen schicke sich nicht für das weiblich-  
e Geschlecht. Diese Gewohnheit ward  
also gänzlich abgeschafft.

Unter gemeinen Leuten hat allemal der  
älteste die Oberstelle. Sind aber Fremde  
zugegen: so wird sie demjenigen gelassen,  
der am weitesten nach Hause hat, es wä-  
re denn, daß sein Rang oder Stand etwas  
andere erforderten. In denen Provinzen,  
wo die rechte Hand den Vorzug hat, er-  
mangeln sie niemals, dieselbe Fremden oder  
Gästen zu geben. In manchen Provinzen  
aber geht die linke Hand vor.

Wenn zwey Quan oder Mandarinen auf  
der Strafe einander begegnen, die einans-  
der



ber im Range gleich sind: so grüßen sie, ohne aufzustehen, oder aus dem Tragesessel zu steigen, einander so, daß sie die Hände zusammenschlagen, sie sodann sinken lassen, und hernach wiederum gegen den Kopf in die Höhe heben. Dieses wiederholen sie so lange, bis sie einander nicht mehr sehen können. Wenn aber der eine von niedrigerem Range ist: so muß er mit seinem Tragesessel stille halten, oder, wenn er zu Pferde ist, absteigen, und eine tiefe Verbeugung machen. Aus dieser Ursache suchen die Niedrigern, so viel als möglich ist, solche Zusammenkünfte zu vermeiden.

Die Ehrerbietung der Kinder gegen ihre Eltern und der Schüler gegen ihre Lehrer, ist ganz unvergleichlich. Sie reden in ihrer Gegenwart sehr wenig, und bleiben beständig stehen. Sie haben die Gewohnheit, sonderlich bey dem neuen Jahre, bey ihren Geburtstagen und bey verschiedenen andern Gelegenheiten, daß sie ihnen auf den Knien Glück wünschen, und zu vielen malen mit ihrer Stirne auf den Boden stoßen.

Die



Die Gesetze der Höflichkeit müssen nicht weniger auf den Dörfern, als in den Städten beobachtet werden. Die Leute mögen mit einander spazieren gehen, oder sonst Umgang pflegen, oder einander grüßen: so brauchen sie allemal die demüthigsten und ehrerbietigsten Ausdrücke. Wenn man sich zum Beispiel etwas Mühe giebt, ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen, so sagen sie, *Lev sin*; das ist: Ihr geht mit eurem Herzen recht verschwenderisch um. Hat man ihnen einen Dienst erwiesen, so ist ihr Ausdruck: *Mein Dank darf niemals ein Ende haben.* Wenn sie einer Person, sie sey auch noch so geringe, in ihren Geschäften hinderlich fallen, so sprechen sie: *es thut mir sehr leid*; oder: *ich habe einen grossen Fehler begangen, daß ich mir die Freiheit genommen habe.* Will man ihnen eine Gefälligkeit erzeigen, so schreiben sie: *ich darf nicht, ich darf nicht, ich darf nicht*; nemlich geschehen lassen, daß ihr euch meinerwegen so viel Mühe macht. Sagt man nur das geringste zu ihrem Lobe: so geben sie zur Antwort: *wie kann ich?* nemlich, *wie kann ich dasjenige glauben*



ben, was ihr von mir saget? Wenn sie Abschied von einem Freunde nehmen, der bey ihnen zu Gaste gewesen ist: so sagen sie: wir haben euch auf eine sehr gemeine Art empfangen; wir haben euch ganzschlecht bewirthet.

Wenn sie nicht vertraut mit ihren besten Freunden, oder mit Personen von geringem Stande reden, so brauchen sie niemals die erste oder zweite Person. Anstatt als so zu sagen: ich bin durch den Dienst, den ihr mir erwiesen habet sehr gerührt, sprechen sie: der Dienst, welchen der Herr oder der Lehrer, seinem geringsten Diener oder seinem Schüler, bezeiget hat, hat mich ungemein gerührt. Auf gleiche Art nennet sich ein Sohn gegen seinen Vater, wenn er mit ihm redet, seinen Enkel; ob er gleich der älteste Sohn im Hause ist, und selbst schon Kinder hat. Sie brauchen zum öftern ihre eigene Namen, um ihre grosse Ehrerbietigkeit zu bezeugen; denn sie haben verschiedene Namen, nach ihrem Alter und nach ihrem Stande. Es kommt <sup>gelegentlich</sup> Ihnen auch kein Volk in der Menge <sup>lan.</sup> und Mannigfaltigkeit der Ehrenbenennungen



gen bey, womit sie einander beehren, und welche in keiner europäischen Sprache ausgedrückt werden können, weil es an Wörtern fehlet, die ihnen in der Bedeutung gleichkommen.

regal. Ein Hauptstück der chinesischen Höflichkeit ist, daß sie einander Besuche abstatten. Dieses geschieht bey Geburtstagen; bey dem Anfange eines neuen Jahres; bey Feyerlichkeiten; bey der Geburt eines Sohnes; wenn sich einer aus dem Hause verhehlet, oder zu einer Bedienung erhoben wird, oder eine lange Reise unternimmt, oder mit Tode abgeht u. s. w. Solche Besuche, zu welchen alle verbunden sind, vorzüglich die Schüler gegen ihre Lehrer, und die Mandarinen gegen diejenigen, unter denen sie stehen, werden gemeinlich mit Geschenken begleitet, ob sie schon nicht allemal von großem Werthe sind. Gemeine Besuche, auch unter den vertrautesten Freunden, werden zwar nicht mit so weitläufigen Umständen abgestattet; doch wird man durch Gewohnheit und Gesetze verbunden, eine große Menge Gebräuche mit zu machen.

Der



Der Anfang zu einem Besuche muß das mit gemacht werden, daß man dem Thürsieher einen Zettel einhändiget, welcher *Boe tse* genannt wird. Dieser besteht in einem Bogen rothen Papiere, der mit goldenen Blumen ganz nachlässig gezieret, und wie eine spanische Wand zusammengelegt ist. Auf einer von den Falten steht der Name des Besuchenden geschrieben, und dabey findet man noch einige ehrerbietige Ausdrücke, die nach dem Range und Stande der Person eingerichtet sind. So heist es zuweilen: der jähliche und aufrichtige Freund eurer Herrlichkeit, und der beständige Schüler eurer Gelehrsamkeit, zeigt sich als ein solcher, um seine Schuldigkeit abzustatten, und seine Unterthänigkeit auch durch eine Verbeugung bis zur Erde darzutun. Wenn die Person, die man besuchet, ein vertrauter Freund, oder von gemeinem Stande ist, so kann gemeines Papier hierzu gut genug seyn; bey Trausersfällen aber muß man weises nehmen.

Bei einem Statthalter, oder einer andern Person von grossem Range muß man seinen



seinen Besuch niemals nach Tische abstats  
ten. Denn derjenige, der einen solchen  
Mann besuchet, muß sich wenigstens eine  
Zeitlang vom Weine enthalten haben. Es  
würde nemlich für eine Gemangelung der  
Ehrebietung angesehen werden, wenn man  
vor einem Manne vom Stande mit einem  
Gesichte erscheinen wollte, woraus man  
sehen könnte, daß man getrunken hätte;  
und der Mandarin würde es für eine Bes  
leidigung aufnehmen, wenn man nach Wein  
röche. Wenn man aber bey jemanden, der  
schon bey uns gewesen ist, noch an  
eben dem Tage den Gegenbesuch abstaten  
will: so kann solches dennoch nach Tische  
geschehen. Denn dadurch zeigt man seine  
Eiffertigkeit, denjenigen zu ehren, der  
uns besuchet hat.

Manchmal begnüget sich ein Mandarin  
damit, daß er nur das Tse tse von dem  
Thürsteher annimmt; und alsdann ist es  
eben so viel, als ob der andere seinen Bes  
such persönlich abgestattet hätte. Er läßt  
alsdenn den Fremden durch einen Bediens  
ten bitten, daß er sich nicht bemühen wol  
le, von seinem Tragsessel herunter zu stei  
gen.



gen. Hierauf geht er noch an eben dem Tage, oder einem von den drey folgenden Tagen, zu ihm, und stattet den Gegenseuch ab. Ist derjenige, der den Besuch abstattet, eine Person von gleichem Stande, als wenn etwan zwey Mandarinen zusammenkommen, die beynähe von gleichem Range sind: so ist ihm erlaubt, sich durch die beyden ersten Höfe des Nichthauses, welche sehr groß sind, bis an den Eingang des Vorsaales tragen zu lassen. Hier empfängt der Mandarin ihn. Wenn man in den zweyten Hof, gegen dem Vorsaale über, hineinkommt, so findet man zwey Bediente, die manchmal einen dem Mandarin zugehörigen Sonnenschirm und großen Bedel halten, und beydes auf so eine Art gegen einander lehren, daß man weder den herankommenden Mandarin gewahr werden, noch von ihm gesehen werden kann. Wenn der Fremde von seinem Sessel heruntergestiegen ist, so geht der Bediente beyseite. Der große Bedel, welcher ihn verbarg, wird weggethan, und alsdann ist er gleich noch so weit von dem

Man



Mandarin entfernt, daß er ihm seine Verehrung machen kann.

In solcher Entfernung fangen sich die Gebräuche an, welche in einem Chinesischen Buche ausführlich abgehandelt sind. In demselben findet man die Anzahl der Verehrungen, die man zu machen hat; die Ausdrücke, deren man sich bedienen muß; die Ehrenbenennungen, die man brauchen soll; die beiderseitigen Kniebeugungen; die verschiedenen Wendungen, die man zuweilen zur rechten, zuweilen zur linken Seite, zu machen hat, weil die Oberstelle an verschiedenen Orten auch verschieden ist; die stillen Geberden, mit welchem der Herr des Hauses anzeigt, daß man hineingehen solle, indem er weiter nichts sagt, als Tsin tsin; das anständige Weigern, da man nicht zuerst hineingehen will, sondern spricht: Pu fan, ich darf nicht; und den Gruß, den der Herr des Hauses gegen den Sessel zu beobachten hat, worin der Fremde sitzt: denn er muß sich ehrerbietig gegen denselben neigen, und mit dem Saume seines Kleides gelinde daran anstreifen.



So bald man sich niedergesetzt hat, muß man auf eine anständige und ernsthafte Art die Ursache seines Besuchs anzeigen; und darauf erfolgt eine eben so ernsthafte Antwort, nebst einer großen Menge von Verbeugungen. Man muß auch in dem Sessel aufgerichtet sitzen, und sich nicht mit dem Rücken anlehnen. Man muß die Augen etwas niederschlagen, und sie nicht auf eine oder die andere Seite kehren. Die Hände müssen auf den Knien ausgestreckt liegen, und die Füße gerade neben einander stehen. Nachdem man sich einen Augenblick unterredet hat, tritt ein wohlgekleideter Bedienter hinein, und bringt so viele Schalen Thee, als Personen zugegen sind. Hier muß man nun wiederum alle Gebräuche sorgfältig in Acht nehmen, indem man die Schale wegnimmt, sie an den Mund bringt, und hernach dem Bedienten wiederum zurückgibt. Wenn endlich der Besuch zu Ende ist: so begiebt man sich zurück, und beobachtet dabei wiederum andere Gebräuche. Der Herr des Hauses führet seinen Gast an den Tragsessel; und wenn er hineingestiegen ist, so



geht er etwas vorwärts und wartet so lange, bis ihn die Träger aufgehoben haben. Wenn man nun also in Bereitschaft ist, aufzubrechen, so nimmt man seinen Abschied, und der Hausherr antwortet hierauf mit gleicher Höflichkeit.

Wenn ein King hay, oder Abgesandter vom Hofe, bey den vornehmsten Mandarinen in den Städten, wodurch er geht, seinen Besuch abstattet: so gehen, wenn er sich austragen läßt, gegen die dreßsig Personen vor der Sänfte her, allemal zwey in einem Gliede. Manche tragen kupferne Becken in den Händen, die sie zuweilen schlagen, wie eine Trommel. Einige tragen Fahnen, und andere haben kleine Täfelchen mit Firniß überzogen, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben ist: King hay ta jin; das ist, der Herr, der Gesandte vom Hofe. Einige tragen Peitschen in der Hand, andere Ketten. Manche tragen gewisse Werkzeuge auf ihren Schultern, die mit verschiedenen Bildern bemalt und vergoldet sind. Einige davon haben die Gestalt grosser Kreuze, oben mit Drachenköpfen; andere sehen aus, wie die

Stäbe

Stäbe der Gerichtsdiener. Unter andern sind einige darunter mit hohen Mützen von rothem Filze, in Gestalt eines Cylinders, von welchen zwei grosse goldene Federn herabhängen. Sie müssen dem Volke auf den Strassen zurufen, daß es Platz machen soll. Vorn an den Spitzen dieses Zuges geht ein Thürsteher oder Unterbeamter des Gerichtshauses, welcher in einer grossen Briefschachtel die Besuchzettel trägt, welche vor alle Mandarinen und andere Personen vom Stande bestimmt sind, welche der King besuchen will. Auf jeder Seite der Sanste gehen zwei oder vier von seinen Hausbedienten in schönen Kleidern; und verschiedene andere beschliessen den Zug. Denn alle die übrigen sind nur bey Gelegenheit auf eine Zeitlang gemiethet, daß sie ihn bedienen sollen, so lange er in der Stadt ist. Ausser dem sind ihrer funfzehn, welche nicht von dem Hause wegkommen. Sechs stehen vor der Thüre mit Waldhörnern, Pfeifen und Trommeln, als ob sie bloß dazu gemiethet wären, daß sie die Nachbarschaft mit dem Geräusche ihrer Instrumente betäuben sollten.



Diese lassen sich allemal hören, so oft eine Person vom Stande aus, oder eingetret.

Damit der Leser sich eine richtige Vorstellung davon machen könne, wie die Mandarinen einen Abgesandten vom Hofe zu empfangen pflegen, will ich die Erzählung von einem Jesuiten beifügen, der in Gesellschaft eines solchen Staatsboten reisete. Wenn sie sich einer Stadt näherten, so sahen den sie gewöhnlich die Mandarinen ausser den Käuern, in ihren Ceremonienkleidern, um sie mit Ehrenbezeugungen zu empfangen. Kaum waren sie in ihrer Herberge, als sie von denselben besucht wurden. Ausser dem, daß sie die Tafeln meist wohl versehen fanden, unterließ der vornehmste Mandarin selten, einem jeden noch eine andere Tafel voll Gebratenes und Gefochtes zu senden, damit sie ihre Begleiter versorgen könnten. Denn ausser ihren eigenen Bedienten, hatte ein jeder von ihnen vier oder fünf Postbediente, die vom Kaiser bezahlt wurden. Manche von diesen dienten ihnen als Führer und andere schafften ihre Sachen fort; alle hatten Postpferde: zehn oder zwölf Soldaten nicht zu erwähnen,

die





vorsigenden Räche von den zwey untern Gerichten.

Bev der Ueberfahrt über das Wasser werden keine Tische mit Speisen besetzt, welche die Mandarinen sonst in allen Städten in Bereitschaft halten, um den King Chan zu bewirthen: sondern die Gewohnheit ist hier, daß man eine gleiche Art von Lebensmitteln auf die Barke schieft, welche zur Begleitung dienen. Von der Beschaffenheit solcher Geschenke kann man aus denen urtheilen, welche der Unterkönig überschickte. Es waren zwey Maß oder zwey Scheffel feiner weißer Reiß; zwey Maß Mehl; ein Schwein; zwey Gänse; vier Vögel; vier Enten; zwey bunde Seekräuter; zwey Hirschziemer, welche man säubert und trocknet, und in China vor ein niedliches Gericht hält; zwey Eingeweide von einem gewissen Seefische, zwey andere von getrocknetem Ne nu oder Lintenfische; und zwey Krüge Wein. Die Geschenke der übrigen Mandarinen waren diesen ganz gleich.

Wenn sich derjenige, welcher ein Geschenk macht, in Person einstellt: so übers



überreicht er, nach den gemeinen Höflichkeitsbezeugungen, den Zettel. Diesen nimmt man von ihm an, und giebt ihn einem von den Bedienten aufzuheben. Dabey macht man eine tiefe Verbeugung, um seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ist der Besuch geendigt, so liest man das Verzeichniß, und wält sich aus, was man vor gut befindet. Nimt man alles an, was aufgeschrieben ist: so behält man den Zettel, und schicket unmittelbar darauf einen andern zurück, worin man sich bedanket, und dem andern meldet, daß man alles annehmen wolle. Will man aber nur einen Theil davon haben: so bestimmt man die Sachen in dem Zettel, worinn man sich bedanket. Sollte man endlich gar nichts annehmen wollen: so schicket man den Zettel und das Geschenk, nebst einem Dankbriefe wiederum zurück. Auf diesen letztern schreibt man: Pi son; das ist: dieses sind kostbare Perlen; ich unterstehe mich nicht, sie anzurühren.

Läßt der Schenkende die Geschenk durch seine Bedienten überschießen, oder übersendet er die Sachen zugleich mit dem Zettel:



beobachtet man eben die Gebräuche, als wenn er sie in Person brächte. Schicket er aber den Zettel zuvor, ehe die Sachen noch eingekauft sind, in der Absicht, diejenigen zu kaufen, die man bestimmen wird: so nimt man einen Pinsel, und machet einen Zirkel bey denen Sachen, die man annehmen will. Diese werden alsdann sogleich eingekauft, und überschicket. Hierauf schreibt man einen Dankbrief; meldet, was man empfangen habe; und setzet hinzu: das übrige sind kostbare Perlen. Bey verschiedenen Gelegenheiten, als bey dem neuen Jahre, im fünften Monate u. s. w. erfordert es die Höflichkeit, wenn man ein Geschenk empfangen hat, ein anderes dagegen zu schicken. Kommt es von einer Person, die entweder wegen ihrer Geburt, oder wegen ihres Amtes im Ansehen steht: so macht man eine tiefe Verehrung vor demselben.

Auch bey denen Briefen, welche Privatpersonen schreiben, hat man eine grosse Menge Gebräuche in Acht zu nehmen. Schreibt man an eine Person vom Stande, so muß man weißes Papier nehmen,



es wie eine spanische Wand in zehn bis zwölf Falten legen, und solches mit kleinen Beutelchen und Streifen von rothem Papiere auspuhen. Auf der zweyten Falte fängt man an zu schreiben; und seinen Namen setzt man an das Ende. Die Schreibart muß von den gemeinen Unterredungen unterschieden seyn. Je kleiner die Buchstaben sind, desto ehrebiethiger läßt solches. Es sind gewisse Weiten bestimmt, in welchen die Zeilen von einander seyn sollen. Man hat auch bestimmte Aufschriften, deren man sich nach dem Range und Amte der Leute bedienen muß. Das Siegel, wenn man ja eines gebraucht, kann nur an zwey Orten stehen; nemlich entweder über dem Namen desjenigen, welcher schreibt, oder über den ersten Worten des Briefes. Gemeiniglich drückt man es nur auf ein kleines Säckchen von Papier, worinn der Brief steckt. Hat der Schreiber Trauer, so klebet er einen Streif blaues Papier über seinen Namen.

Wenn man den Brief in das Säckchen hineingesteckt hat: so klebet man einen Streifen rothes Papier auf die Mitte des



selben, in der Länge der Buchstaben und zwey Zoll breit. Darauf schreibt man: der Brief steckt darin. Alsdenn steckt man dieses alles in einen zweyten Sack von dickerm Papiere, mit einem Streifen rothem Papiere, statt eines Bandes, wie zuvor. Darauf schreibt man mit grossen Buchstaben den Namen und den Stand der Person, an welche der Brief gerichtet ist; auf die inwendige Seite aber mit kleinern Buchstaben die Provinz, die Stadt und den Ort ihres Aufenthalts. Die Beschnungen an der obern und untern Seite dieses andern Sacks, sind geschickt zusammen geflebet. An beyden Enden wird auch das Siegel aufgedruckt, mit den Worten; Hu fong, das ist: bewahret und versiegelt. Zwischen den beyden Siegeln schreibt man von oben herunter das Jahr und den Tag, an welchem der Brief fortgeschickt worden ist. Wenn die Mandarinen Berichte nach Hofe schicken, welche mehr als gewöhnliche Eilfertigkeit erfordern, so befestigen sie eine Feder an das Packet, und alsdann ist der Postknecht verbunden, Tag und Nacht zu reisen, ohne inne zu halten.



### Dritter Abschnitt.

#### Von ihren Gastereyen und Speisen.

Die Chinesische Höflichkeit ist zwar <sup>zu den</sup> den rohen und ungesitteten Euro-<sup>peern</sup> ropäern bey allen Gelegenheiten sehr beschwerlich und zuwider: doch bey nichts so sehr, als bey ihren Gastereyen. Denn da sind überall nichts, als besondere Gebräuche und Höflichkeitsbezeugungen. Solche Gastereyen sind von zweyerley Art. Die gemeinen und ordentlichen bestehen etwan aus zwölf bis sechzehn Gerichten: die größern und feyerlicheren aber erfordert auf jeden Tisch vier und zwanzig Schüsseln, und auch mehrere Umstände. Solen alle Gebräuche recht genau beobachtet werden: so werden denen, welche eingeladen werden sollen, drey Inn tse, oder Zettel überschickt. Die erste Einladung geschieht einen oder zwey Tage vor dem Gastmahle; doch ist das letztere etwas seltenes. Die andere geschieht am Tage der



Gasterey selbst, früh, um die Gäste zu erinnern, und sie zu bitten, daß sie nicht ermangeln sollen, sich einzustellen. Die dritte Einladung geschieht endlich, wenn alles schon zubereitet ist. Da überschickt der Hausherr den dritten Zettel durch einen von seinen Bedienten, und läßt seine Gäste wissen, daß er ein überaus großes Verlangen trage, sie zu sehen.

Der Saal, worin die Speisen aufgetragen werden, ist gemeiniglich mit Blumens töpfen, Porzellan- und andern solchen Zierrathen geschmückt. Es sind so viele Tische da, als Personen eingeladen sind; es wäre denn, daß man durch die grosse Anzahl Gäste genöthiget würde, zwey an einem Tisch zu setzen. Denn bey solchen grossen Gastereyen sitzen selten drey Personen an einem Tische. Diese Tische werden zu beyden Seiten des Saals in einer Reihe hingesezt. Die Gäste sitzen in Lehnstühlen, so, daß sie einander ansehen können. Der vorderste Theil der Tische ist mit seidnen Zierrathen von Stuchwerke ausgepust, die denenjenigen gleichen, welche man auf den römischen Altären findet. Ob sie schon  
weder



weder Tisch noch Tullertücher haben, so sehen sie doch immer wegen ihrer artigen Passirung sehr sauber aus. Auf den Rändern eines jeden Tisches stehen oftmal große Schüsseln voll Speisen, die schon vorge schnitten, in Gestalt einer Spießsäule aufgethürmet, und oben mit Blumen und großen Citronen gezieret sind. Diese Spießsäulen werden aber niemals angerührt, sondern dienen nur zum Zierrathe, wie das Zuckerwerck bey den Gastereyen in Italien.

Wenn derjenige, welcher die Gasterey anstellet, seine Gäste in das Zimmer hinführet: so bewillkommet er sie alle, einzeln nach dem andern. Hierauf läßt er sich eine kleine Schale, die von Silber, oder köstlichem Holze, oder Porzellan ist, und auf einem kleinen lackirten Handtischgen steht, mit Weine bringen. Diese ergreift er mit beyden Händen, neiget sich gegen alle seine Gäste, lehret sein Gesicht gegen den großen Hof des Hauses, und geht etwas vorwärts, gegen den vordern Theil des Saales zu. Alsdenn hebt er die Augen und die Hände mit der Schale in die Höhe,



Höhe, und gießt den Wein auf die Erde. Dadurch will er zu erkennen geben, daß alles, was er besitzt, ein Geschenk des Himmels sey. Hernach läßt er Wein in eine Schale von Silber oder Porcellän gießen, macht eine Verbeugung gegen seinen vornehmsten Gast, und setzet sie auf den Tisch, woran derselbe sitzen soll. Der Gast sucht diese Höflichkeit zu erwidern, und ihn zu bewegen, daß er sich nicht so viel Mühe machen möge. Zu gleicher Zeit läßt er Wein in einer Schale bringen, und geht ein paar Schritte vorwärts, als ob er dieselbe an den Ort tragen wollte, wo der Wirth seine Stelle hat, welches allemal die unterste ist. Dieser kommt ihm mit den gemeinen höflichen Ausdrücken zuvor, Unmittelbar darauf bringt der Küchenmeister zwey kleine Griffel von Elfenbein, die bey ihnen Dymtse genennet werden, mit Gold oder Silber ausgelegt sind, und anstatt der Sabel dienen. Diese legt er auf den Tisch, wo der Stuhl steht, neben einander hin, wenn dergleichen nicht zuvor schon da liegen, wie gewöhnlich ist. Wenn dieses geschehen ist: so führet der Küchenmeister

meister den vornehmsten Gast an einen Stuhl, welcher mit einem kostbaren Teppiche von geblümter Seite bedeckt ist. Hier macht er eine andere tiefe Verbeugung gegen ihn, und bittet ihn, daß er sich nicht verlassen solle. Der Gast aber läßt sich nicht eher dazu bewegen, als nach einer großen Menge von Höflichkeitsbezeugungen, und entschuldiget sich, daß er eine so vornehme Stelle gar nicht annehmen könne. Hernach thut der Wirth desgleichen bey allen übrigen Gästen; die aber gleichfalls nicht zugeben, daß er sich so viel Mühe machen soll.

Nach Endigung dieser Ceremonien, setzt man sich zu Tische. Hierauf treten sogleich vier bis fünf von den vornehmsten Lustspielern, in kostbaren Kleidern, in den Saal hinein; machen alle zusammen tiefe Verbeugungen, und stoßen viermal mit der Stirne auf den Boden. Dieses thun sie in der Mitte zwischen den beyden Reihen der Tische und kehren dabei das Gesicht gegen eine lange Tafel, die einen Credenzisch (dieser muß an dem obern Ende des Saals stehen) vorstellet, und mit Licht



tern und Räucherpfannen besetzt ist. Hiernach überreicht einer von ihnen dem vornehmsten Gaste ein langes Buch, worinn mit goldenen Buchstaben die Namen von fünfzig bis sechzig Lustspielen stehen, die sie auswendig können, damit er sich eins davon auslesen möge. Er aber weigert sich, dieses zu thun; überschicket es dem zweyten Gaste, und winket ihm höflich zu, daß er sich eines erwählen solle. Der zwey- te überschicket es dem dritten, und so wei- ter. Sie entschuldigen sich aber alle, und geben dem vornehmsten Gaste das Buch wieder zurück. Dieser läßt sich endlich be- wegen, öfnet es, durchläuft es geschwind, und weist auf das Lustspiel, von welchem er glaubt, daß es der Gesellschaft am bes- ten gefallen werde. Der Name desselben wird hierauf von dem Spieler herum ges- zeigt, und die Gäste bezeugen ihren Beso- fall mit einem Kopfnicken. Sollte sich et- was dagegen einzuwenden finden, als wenn etwa eine von den Hauptpersonen im Spiele einerley Namen mit einem von den Zuschauern führete oder dergleichen: so muß



es der Spieler demjenigen höflich vorstellen, das es ausgesucht hat.

Die Vorstellung fängt sich mit der Musik an. Dazu brauchet man kupferne oder stählerne Pokgeigen, die einen rauhen und durchdringenden Schall von sich geben; Trommeln von Büffelhäuten, Flöten, Pfeiffen und Trompeten, deren Klang niemanden, als nur einen Chinesen reizen kann. Bey solchen Tischspielen hat man keine Auszierungen: sondern es wird nur ein Teppich auf den Boden gebreitet. Die Spieler bedienen sich gewisser Zimmer an dem Erker, aus welchem sie hervorkommen, um ihre Rolle zu spielen. In dem Hofe findet sich gemeiniglich noch eine grosse Menge von andern Zuschauern, welche von den Bedienten hineingelassen werden. Das Frauenzimmer, welches gern mit zusehen will, hat seine Stelle aussen vor dem Saale, gegen den Spielern über. Es ist das selbst ein Gitter vom Bambusrohre gemacht, und davor ist ein seidenes Netz gezogen, so, daß sie alles, was vorgeht, sehen und hören, sie selbst aber von niemanden gesehen werden können.



Die Mahlzeit wird allemal damit angefangen, daß man unvermischten Wein trinkt. Der Küchenmeister, der auf ein Knie niedersfällt, spricht mit lauter Stimme: Tsing lau ya, men fou pou; das ist: die Herren werden gebeten, die Schale zu ergreifen. Hierauf ergreift ein jeder seine Schale mit beyden Händen. Erstlich heben sie dieselbe über das Haupt empor, hernach fahren sie damit unter den Tisch hinunter, alsdann setzen sie dieselbe alle zugleich an den Mund, und trinken drey bis viermal ganz langsam. Der Wirth nöthiget sie unterdessen immer, daß sie seinem Beispiele folgen und die Schale ausleeren sollen. Zugleich stürzet er die seinige um, damit man sehen möge, daß sie leer ist. Wein wird zwey bis drey mal eingeschenkt. Unter dem Trinken wird eine porzellanene Schüssel mit kleingeschnittenem Fleische in einer Beübe mitten auf den Tisch gesetzt, so, daß man hierzu keine Messer nöthig hat. Nun werden die Gäste von dem Küchenmeister aufgemuntert, daß sie auch hier seinem Beispiele folgen, und eben so essen sollen, wie er getrunken habe. Hierauf

lans



langet ein jeder sehr geschickt etwas von dem kleingeschnittenen Fleische in der Bräthe, mit den Griffeln heraus. Wenn sie aus einer Schüssel gegessen haben: so tragen die Bedienten eine andere Schüssel und Wein auf; und alsdenn nöthiget sie der Küchenmeister abermals zu essen und zu trinken. Auf jeden Tisch werden zwanzig bis vier und zwanzig solche Schüsseln aufgetragen, und dabey werden allemal eben die Gebräuche beobachtet. So oft eine Schüssel hineingebracht wird, eben so oft werden sie auch zum Trinken genöthiget. Alldenn aber können sie so wenig trinken, als ihnen gefällt; und die Schalen sind auch sehr klein. Die Schüsseln werden niemals abgetragen, ob man schon nicht mehr daraus ißt, sondern sie bleiben auf dem Tische stehen, bis die Mahlzeit zu Ende ist.

Allemal nach dem sechsten oder achten Gerichte wird eine Suppe aufgetragen, die entweder mit Fleische oder mit Fischen gekocht ist. Dabey wird eine Art von kleinen Bröddchen oder Pastetchen gegeben, welche man mit den eisenbeinernen Griffeln eintauchet. Bis hieher wird nicht



als Fleisch gegessen. Zu gleicher Zeit wird Thee aufgetragen, welches eines von ihren gewöhnlichsten Getränken ist, und nebst dem Weine ganz heiß hineingetränken: denn die Chinesen haben die Gewohnheit, daß sie nichts kalt trinken. Deswegen stehen beständig einige Bedienten bereit, warmen Wein aus den dazu bestimmten Gefäßen in die Schalen einzuschenken, und den kaltgewordenen in andere porzelläne Gefäße auszugießen. Die zwanzigste oder vier und zwanzigste Schüssel kommt gewöhnlich auf den Tisch, wenn das Lustspiel bald zu Ende ist. Hernach wird den Gästen Reis, Wein und Thee vorgesetzt. Alsdann stehen sie auf, und gehen nach dem untern Ende des Saales zu, um sich höflich bey dem Wirth zu bedanken. Dieser führet sie hierauf in den Garten, oder in einen andern Saal, wo sie ein wenig sprechen und ausruhen, bis das Obst hineingebracht wird.

Während der Zeit nehmen die Schauspieler ihre Mahlzeit ein. Einige von den Bedienten bringen vor die Gäste warmes Wasser hinein, damit sie ihre Hände und



ihr Gesicht, nach ihrem Gutbefinden, waschen können; andere tragen die Schüsseln ab, und bereiten den Nachtmisch. Dieser besteht ebenfalls aus zwanzig bis vier und zwanzig Schüsseln mit Zuckergebäckem, Früchten, Eingemachtem, Schinken, gesalznen und an der Sonne getrockneten Enten, die sehr gut zu essen sind, und andern Leckerbischen von Sachen, die aus der See kommen. Wenn alles in Bereitschaft ist: so nähert sich ein Bedienter seinem Herrn; kniet mit dem einem Knie auf die Erde nieder, und giebt ihm mit leiser Stimme davon Nachricht. Sobald jedermann still ist, so steht der Wirth auf, und bittet seine Gäste auf das höflichste, daß sie in den Speisesaal zurückkehren sollen. Wenn sie in denselben getreten sind: so versammeln sie sich an dem untern Ende, machen einige höfliche Umstände wegen der Stellen, und nehmen endlich diejenigen ein, die sie zuvor gehabt hatten. Nunmehr bringt man grössere Schalen herben; und die Gäste werden nachdrücklich genöthiget, starke Züge zu thun. Es wird auch das Schauspiel fortgesetzt; oder, wenn sich die Gä



ste auf eine noch angenehmere Art belustigen wollen: so lassen sie sich das Buch geben, worinnen die Spiele stehen; und ein jeder erwählet sich eine Rolle, die er auch sehr artig vorstelllet. Bey diesem Nachtsische stehen ebenfals, wie unter der ordentlichen Mahlzeit, fünf grosse Schaugerichte auf dem Rande eines jeden Tisches. So lange der Nachtsich währet, gehen die Bedienten, die den Gästen zugehören, ohne die geringsten Umstände in ein anstossendes Zimmer, und halten daselbst ihre Mahlzeit.

Bey dem Anfange dieses Nachtsiches läßt ein jeder Gast von einem seiner Bedienten, auf einem Credenzsteller oder in der Hand, verschiedene kleine Packetchen von rothem Papiere herbeibringen, worinnen Geld für den Koch, die Hausbedienten, die Schauspieler und die Aufwärter bey der Tafel enthalten ist. Sie geben bald mehr, bald weniger, nachdem der Stand desjenigen ist, der das Gastmahl ausgerichtet hat. Wird aber kein Schauspiel aufgeführt: so geben sie gar nichts. Ein jeder Bedienter überbringt sodann seinen Credenzsteller dem Wirth. (Nach dem

Bouvet



Bonnet legen sie das Geld auf einen Tisch, der ordentlich an dem untern Ende des Saales steht). Dieser weigert sich Anfangs ihn anzunehmen; endlich läßt er es geschehen, und winket einem von seinen Bedienten, daß er ihn zu sich nehmen solle, damit das Geld hernach ausgetheilet werden könne. Solche Gastereien dauern vier bis fünf Stunden lang, und fangen sich allemal des Abends an, oder wenn es anfängt, dunkel zu werden. Sie endigen sich nicht eher, als gegen Mitternacht; und hierauf gehen die Gäste auseinander, und beobachten eben die Gebräuche, welche bey den Besuchen sonst gewöhnlich, und bereits beschrieben worden sind. Die Bedienten, welche ihren Herren aufwarten, gehen vor den Sänften her, und tragen grosse Laternen von im Oele getränkten Paspierre, worauf ihr Stand, zuweilen auch ihre Namen mit großen Buchstaben geschrieben sind. Den nächstfolgenden Morgen schicket ein jeder von den Gästen einen Tye tse oder Zettel, um demjenigen zu danken, der sie so gut bewirthet hat.



Soua. Der Jesuit Bouvet wurde, als er vom Kaiser, im Jahre 1693, nach Europa geschickt wurde, in Kanton, nebst seinen Gefährten, von dem Tsong tu der Provinz zu einem solchen Gastmahle eingeladen. Die Gebräuche, welche man bey diesem Gastmahle beobachtete, waren zwar größtentheils mit denen bereits beschriebenen einerley: doch kamen dabey noch viele besondere Umstände vor, welche verdienen, angemerkt zu werden. Der Ort, wo das Gastmahl angestellt wurde, ist ein grosses Gebäude, an dem Ende zweyer grossen viereckigen Höfe, und besteht aus drey grossen Sälen gegen einander. Vermittelt zweyer langen und weiten Gänge, die alle zu beyden Seiten ihre Höfe haben, kann man aus dem einen in den andern kommen. Der mittlere Saal, wo die Gasterey ausgerichtet wurde, ist der grösste und schönste unter allen.

Alle die vornehmsten kaiserlichen Bedienten aus der Provinz wurden zu diesem Gastmahle eingeladen; nemlich erstlich der Unterkönig, der Tshang koun, die zweyen Tutang und der Yen hwen (Dieses scheint

der



der Oberaufseher über das Salz zu seyn); hiernächst die vornehmsten Mandarinen, welche über die Zölle gesetzt sind, die alle Jahre umgewechselt werden, und den Namen der King chan oder der Abgesandten des Hofes führen; endlich der Pu hing tse, oder Großschatzmeister; der Njan ha tse und der Tau. Diese fassen, ob sie schon mit unter die vornehmsten königlichen Bedienten gehören, und in großem Ansehen stehen, doch unter den vorigen, weil sie einen geringern Rang bekleiden. Ihre Stühle wurden etwas weit zurückgesetzt. Dieser Unterschied wurde auch bey der Tafel beobachtet.

Die Gäste wurden bey ihrer Ankunft in dem ersten Saale bewillkommet. Der Tsong tu ging den vornehmsten bis an die Treppe entgegen, um sie zu empfangen. Diese gingen ebenfalls den übrigen, als sie anlangten, einige Stufen entgegen; und diese begrüßten, um solche Höflichkeit zu erwidern, erstlich den Wirth insbesondere, und hernach die Gesellschaft überhaupt, sowohl auf Tatarische, als auf Chinesische Art. Jene machten alsdann, mit einer



erstaunenswürdigen Artigkeit, eine gleiche Anzahl von Verbeugungen gegen sie. Nach Endigung dieser Gebräuche, nahmen sie insgesamt ihre Stellen auf den in zwey Reihen gegen einander über stehenden Lehnsstühlen ein, und warteten auf die übrigen Gäste. Indessen wurde nach Tatarischer und Chinesischer Art Thee aufgetragen. Ein jeder hielt eine Schale mit Tatarischem Thee in seiner rechten Hand, und machte, sowohl vor als nach dem Trinken, eine tiefe Verbeugung gegen den Unterkönig. Bey dem Chinesischen Thee hat man die Gewohnheit, die Schale mit beyden Händen zu halten, und eine so tiefe Verbeugung zu machen, daß man mit der Schale den Boden berührt. Alsdann schlurft man ihn nach und nach ein, und hält die Schale mit der linken Hand.

Da alle Gäste beisammen waren; so gingen sie aus dem ersten Saale in den zweyten, oder in den Speisesaal. Bey dieser Gelegenheit wurden nach Chinesischer Art viele Verbeugungen gemacht. Als dieses geschehen war, erzeugten der Tsong tu und die vornehmsten Mandarinen, welche seiz  
nem



nen Beispiele folgten, dem King Chan, das ist, dem Bouvet und seinen Gefährten, die Ehre, daß sie dieselben basten, sie möchten sich an die obersten Tische setzen. Hierauf ging der Tsong tu erstlich an den Tisch des Bouvet, und hernach an die Tische der übrigen Gäste, setzte eine Schale Wein darauf, und legte die elfensbeinernen Stiffel dahin, wie nach Chinesischer Art bey Gastereyen gewöhnlich ist. Als dieses geschehen; setzte sich ein jeder an den vor ihn bestimmten Tisch.

Diese Tische, deren an der Zahl sechs zehn bis achtzehn waren, waren alle vieredig, lackiret, in zwey Reihen gegen einander über gesetzt, und so geordnet, daß die obersten Tische, woran die vornehmsten Personen saßen, etwas vor den übrigen voraus standen. Sie wurden alle zuvor mit veilgenblauem Atlasse bedeckt, worauf goldene Drachen mit vier Klauen gestickt waren. Die Stühle, deren Arme und Lehnen zusammen einen halben Cirkel vorstellten, und etwas schief stunden, waren auf gleiche Art bedeckt.



Dieses Gastmahl bestand eigentlich aus zwey besondern Mahlzeiten. Bey dem Vormittagsessen kamen wenig Umstände vor. Allein bey dem Abendessen wurden alle Chinesische Gebräuche beobachtet. Als sich die Gäste bey diesem letztern einstellten, sahen sie alle ihre Tische verdoppelt. Vor jeden Tisch stand noch ein anderer Tisch, der mit Schangerichten besetzt war. Diese bestanden aus sechzehn Spießsäulen von Fleische, Früchten und andern esbaren Sachen. Ein jeder war anderthalb Schuh hoch, und alle waren mit Malereyen und Blumenwerke gezieret. Sie wurden, sobald die Gesellschaft sich niedergelassen hatte, weggenommen, und nach geendigter Mahlzeit unter die Bedienten der Gäste ausgetheilet, oder vielmehr unter die Sänfträger und die geringern Bedienten des Gerichtshauses. Auf der vordern Seite des andern Tisches war eine kleine Erhöhung, worauf eine kleine kupferne Räucherpfanne, und eine Büchse oder Röhre von Agat, mit einigen kleinen Werkzeugen stand, um Räucherpulver in die Pfanne zu thun, und die Asche aufzurühren; wie auch



auch eine Büchse mit Nücherpulver, und ein Glas mit wohlriechendem Wasser. Auf den beyden Vorderecken des Tisches lagen zwey kleine lackirte Täfelchen, die man Bey nennen, und welche auf der einen Seite mit einem Sinnbilde: auf der andern aber mit einigen kleinen Gedichten geziert sind. Auf den übrigen Ecken standen drey kleine porzellänene Teller mit Kräutern, Hülsenfrüchten und Salzbrühe, um Lust zum Essen zu erwecken. Zwischen diesen stand eine silberne Schale auf einem Credenzsteller.

Gleich bey dem Anfange des Gastmahls stellten sich die Schauspieler ein. Der vornehmste darunter überreichte dem Bouvet das Verzeichnis der Schauspiele. Er weigerte sich aber, eines davon zu erwählen, und wandte vor, daß Schauspiele kein Zeitvertreib wären, der einer Person von seinem Orden angenehm seyn könnte. Hierauf waren der Tsong tu und die übrigen Mandarinen so höflich, daß sie sich mit Anhöörung einer Musik begnügen ließen. Dies geschah von Zeit zu Zeit so ordentlich, daß die Gänge der Speisen darnach eingerichtet



werden konnten. Unter der Mahlzeit geschahen alle Bewegungen und alle Worte, sowohl der Gesellschaft als der Bedienten, mit vielen Umständen und sehr gezwungen. Ein Europäer hätte dies bey dem ersten Anblicke eher für ein Schauspiel als für ein Gastmahl halten sollen, und sich kaum des Lachens enthalten können.

Dieses Fest wurde in verschiedene Gänge eingetheilt, wovon sich jeder mit einer Musil anfang. Der Anfang dazu wurde mit zwey kleinen Schalen Wein gemacht, die nach einander gebracht wurden, und wovon jede etwan einen Löffel voll fassen mochte. Zwey Ceremonienmeister luden im Namen des Tsong tu die Gesellschaft zum Trinken ein. Sie knieten mitten in dem Sale nieder, und sagten sehr ernsthaft mit lauter Stimme: Ta lau ya Tsing tshu: das ist: mein Herr bittet euch zu trinken. Wenn nun ein jeder etwas aus seiner Schale getrunken hatte: so schrien sie zum andernmale: Tsing chaukan; trinset alles aus, bis auf den leyten Tropfen. Diese Gewohnheit wird wiederholet, nicht allein bey aller Gelegenheit zum Trinken:

sonst

sondern auch, so oft eine andere Schüssel auf den Tisch gesetzt, oder von den Gästen angerührt wird. Sobald eine Schüssel aufgetragen ist: so knien die beyden Cerimonienmeister nieder, und bitten die Gäste, ihre Quasten oder Stäbchen zu nehmen, und das neue aufgetragene Gericht zu kosten. Der Esong ta bittet sie zu gleicher Zeit; und hierauf gehorchen sie; denn es ist nothwendig, daß man von allem etwas koste.

Die vornehmsten Gerichte bestehen aus klein geschnittenem, gehacktem oder gekochtem Fleische, nebst verschiedenen Arten von Kräutern, oder Hülsenfrüchten. Diese werden mit einer Brühe in schönen porzellanenen Gefäßen aufgetragen, welche von einerley Gestalt und Größe und beynahе so weit, als tief sind. Auf jedem Tisch werden zwanzig solche Schüsseln gesetzt, alles mal vier in einer Reihe; so, daß sie gegen das Ende des Gastmahls eine Art von einem Vierecke vorstellen. Diejenigen, welche sie auftragen, empfangen sie an dem untern Ende des Saals, wo sie von ebenso viel Küchenbedienten, als Tische da sind,  
nach



nach einander auf lackirten Credenztellern hineingebracht, und auf den Knien überreicht werden.

Um allemal nach dem vierten Gerichte einen Unterschied zwischen den Gängen zu machen, wurde eine besondere Art von Bräthe und ein Teller mit magarinischen Torten aufgetragen, die aber doch einem etwas andern Geschmack hatten, als solche Torten in Italien zu haben pflegen. Den Beschluß von allem machte eine Schale Thee. Endlich endigte sich das Gastmahl mit einer grossen Menge von Danksagungen, und zuletzt ging jeder weg, nachdem sich die Gäste noch eine Viertelstunde lang unterhalten hatten.

von Ost.  
Die Tataren, welche solchen Zwang nicht wohl vertragen können, haben eine grosse Anzahl von diesen Gebräuchen abgeschafft. Ihr Fleisch und ihre Fische sind zwar in kleine Stückchen zerschnitten: ihre Köche wissen aber dieselben so gut zuzurichten, daß sie sich sehr wohl essen lassen.

Manc.  
Die Tataren bedienen sich eben solcher Griffel, wie die Chinesen. Ihre Tische sind aber klein und niedrig, wie



die Japanischen. Sie sitzen auch nicht auf Stühlen: sondern auf Kissen und Teppischen. Sie haben weder Tische noch Tellerstücher, noch andern Hausrath, den man bey den Europäern findet.

Hier wird es nicht undienlich seyn, da sie einige Nachricht von den ordentlichen Speisen der Chinesen, und von den Gerichten zu geben, welche bey solchen Gastereyen aufgetragen werden.

Ihre Brühen sind vorzüglich. Sie nehmen dazu das Fett von Schweinen, welche in China überaus gut sind, und die Brühe von dem Fleische verschiedener Thiere, als von Schweinen, Vögeln, Enten und dergleichen. Ihr gehacktes und kleingeschnittenes Fleisch wird in solchen Brühen gekocht. In allen Jahreszeiten haben sie verschiedene Arten von Kräutern, wie auch Hülsenfrüchten, die in Europa ganz unbekannt sind. Aus deren Saamen verfertigen sie ein Del, welches sehr oft zum Eintunken gebraucht wird. Statt der Salzässer haben sie Schüsselchen mit gesalzener Brühe, in welche sie das Fleisch tauchen. Die Französischen Köche müssen es



traunen, daß die Chinesen alles mit wenigern Kosten so wohlschmeckend zureichten können und sie doch übertreffen. Man sollte kaum glauben, daß sie von Bohnen, welche auf ihren Feldern, und vorzüglich in der Provinz Schan tong wachsen, und von Reis oder Kornmehle eine große Menge Gerichte zubereiten können, die, sowohl in der Gestalt als im Geschmacke, ganz von einander unterschieden sind. Ihr Kleingeschnittenes verändern sie damit, daß sie verschiedene Arten von Gewürze oder scharfen Kräutern in die Brühen werfen.

Die Chinesen geben dem Schweinefleische unter dem Fleische von allen übrigen Thieren den Vorzug und machen das Hauptwerk bey ihren Gastereien daraus. Fast ein jeder Hauswirth mästet in seinem Hause Schweine: denn Schweinefleisch wird das ganze Jahr hindurch gegessen. Es schmeckt weit besser, als das Europäische; und es kam in der Welt nichts wohlschmeckender seyn, als ein Chinesischer Schinken. Wild Pferdefleisch wird auch sehr hoch geschätzt. Die angenehmste Speise unter allen aber, welche bey den Gastmahlen

ten grösser Herten am gewöhnlichsten ist, besteht in Schweinszimmern und Vogelnesstern. Die Zimmer werden im Sommer an der Sonne getrocknet, und mit Pfeffer und Muskat stark bestreuet, um sie gut zu erhalten. Erstlich werden sie im Reisswasser eingeweicht, hernach in Ziegenfleischbrühe gekocht und endlich gewürzt.

Die Vogelnester werden längst der Küste von Tongking, Java, Cochinchina u. s. w. hin, an den Felsen gefunden. Die Zusammensetzung derselben besteht, wie man glaubt, aus kleinen Fischchen, welche die Vögel, welche solche Federn haben, wie die Schwalben, in der See fangen, und vermittelst eines klebrichten Saftes, der von ihren Schnäbeln herabträufelt, an den Felsen befestigen. Man hat auch bemerkt, daß sie sich des auf der See schwimmenden Schaumes bedienen, wie die Schwalben Roth nehmen, um die Theile ihrer Nester an einander zu befestigen. Neu und frisch sehen die Nester weiß aus; sind sie aber getrocknet, so werden sie hart, durchsichtig, und bekommen eine grünlische Farbe. Sobald die Jungen ihre Nester



verlassen haben, sind die Einwohner in der Gegend sehr geschwind, sie herunter zu nehmen; und zuweilen beladen sie damit ganze Barken. Sie gleichen sowohl in der Gestalt, als in der Größe, einer überzuckerten Citrone, und geben andern Speisen einen angenehmen Geschmak, wenn sie damit vermischt werden.

Hiernächst werden Vartagen, und die Häute von verschiedenen wilden Thieren, die eingesalzen aus Siam, Kamboja und der Tatarey gebracht werden, vor Leckerbissen gehalten. Hierauf bringt man auch Bögel, Hasen, Canimchen und anderes Thierfleisch, welches auch an andern Orten gemein ist. Alle Speisen von dieser Art sind überhaupt in den größten Städten von China wohlfeiler, als in den gesegnetesten Gegenden von Europa auf dem Lande. Doch machen die Leute sich ein Vergnügen daraus, Pferde und Hundesfleisch zu essen, wenn auch diese Thiere vor Alter oder Krankheit umgefallen sind. Ja, sie verzehren ohne Bedenken Kagen, Ratten, und dergleichen Thiere, und diese werden auch öffentlich auf den Straßen



verkauft. Diejenigen, welche Hunde abzu-  
schlachten, müssen beständig mit einem langen  
Stabe, oder mit einer Peitsche versehen  
seyn, um sich vor den Anfällen der übrigen  
zu schützen. Denn sie laufen dem Geschrey  
derer, welche todt geschlagen werden, nach,  
oder verfolgen die Spur der bereits erschla-  
genen; und fallen alle mit einander über  
die Schlächter her.

In China wächst zwar überall Korn;  
doch erhalten sich die Einwohner, sonder-  
lich in den südlichen Gegenden, ordentlich  
von Reisse. Sie machen auch kleine Brödtz-  
chen daraus, die sie über den Broden ei-  
nes Topfes, in weniger als eine Vier-  
telstunde Zeit, fertig machen, und ganz  
weich hineinessen. Die Europäer backen  
sie ein wenig an dem Feuer. Dieses  
macht sie leicht und schwachhaft. In der  
Provinz Shan tong bäckt man dünne Kuz-  
chen von Weizenmehle, welche nicht übel  
schmecken, zumal wenn sie mit gewissen  
Kräutern vermischt sind, welche Lust zum  
Essen erwecken. Außer den gemeinen Kräu-  
tern, Wurzeln und Hülsenfrüchten, haben  
sie noch viele andere, die in Europa ganz  
unbekannt, aber besser, als die unsrigen sind.



Diese, und der Reis, machen überall die vornehmste Nahrung des Volkes aus.

Navarette merket an, daß die gemeinste und wohlfeilste Speise durch ganz China na Teu feu, das ist, Welscher Bohnenteig, genennet werde. Man drückt die Milch aus den Bohnen heraus, rühret sie um, und verfertiget daraus grosse Kuchen fünf bis sechs Zoll dick, die wie Käse aussehen. Der ganze Teig ist so weiß, als Schnee. Iffet man ihn roh, so ist er unschmackhaft. Wenn er aber gekocht, und mit Kräutern, Fischen und andern Dingen zugerichtet wird, wie gemeiniglich geschieht, so schmeckt er sehr gut; sonderlich auch, wenn er in Butter gebraten wird. Manchmal trocknen sie ihn auch, räuchern ihn, und vermischen ihn mit Kümmel; und dieses ist die beste Art unter allen. Es wird eine fast unglaublich grosse Menge davon verzehret. Jedermann ist dergleichen, von dem Kaiser und von den Grossen, die es für ein Leckerbissen halten, bis auf den geringsten Bauer herunter. Viele lassen junge Händer davor stehen. Man kann überall ein Pfund vor einen halben Stüb-



ber haben. Und da diejenigen, welche dergleichen essen, keine Veränderung durch die verschiedenen Bitterungen und Jahreszeiten dabey finden, so bedienen sich ihrer sonderlich die Reisenden.

Thee ist zwar ihr gewöhnlicherer Getränk: doch trinken sie auch oft Wein, der aus einer Art von Reisse gemacht wird, welcher aber von dem unterschieden ist, den man zu essen pflegt. Man hat verschiedene Gattungen davon, und auch verschiedene Arten zu verfertigen. Hierunter gehöret folgende: Man läset den Reiss, nebst einigen andern Dingen, die hinzugethan werden, zwanzig bis dreissig Tage lang im Wasser aufquellen, hernach kocht man ihn, bis er zu einem Breye geworden ist. Gleich darauf fängt er an zu gähren, und bekommt oben einen leichten Schaum, wie bey neuem Weine zu geschehen pflegt. Unter diesem Schaume ist wahrer und lauterer Wein. Das klare und lautere wird sodann in wohlgepichte Gefässe abgezogen, und aus den Hesen, welche zurückbleiben, verfertiget man eine Art von Brandtwein, der zuweilen stärker ist,



und sich noch leichter entzündet, als der Europäische. Unter dem gemeinen Volke geht derselbe sehr stark ab. Derjenige, dessen sich die Mandarinen bedienen, kommt aus gewissen Städten, wo man ihn vor sehr vorzüglich hält. Derjenige, den man aus Vu si hien in Kwangnan bringt, wird vorzüglich hoch geschätzt. Dieses hat man dem guten Wasser zuzuschreiben, welches man daselbst findet. Doch derjenige, der aus Schau hing fu in Ebe kwang gebracht wird, wird mehr gesucht, weil er gesunder ist.

Sie haben eine Art von sehr starkem Brandtwein, oder abgezogenem Wasser, das, wie man sagt, von Schöpfensfleische abgezogen werden soll, und welches der Kaiser, Kang hi, zuweilen zu trinken pflegte. Es bedienen sich aber desselben wenige, ausser den Tataru: denn es hat einen unangenehmen Geschmack, und machet leicht trunken. Sie haben auch noch eine andere sehr außerordentliche Art von Wein, der in der Provinz Schensi versfertiget, und Kau yang tsou, oder Lammswein genennet wird. Er ist sehr stark

und



und hat einen unangenehmen Geruch: doch wird er, vornehmlich unter den Tataren vor ein vortrefliches Getränk gehalten. Es wird aber keiner davon in andere Länder verführt.

Die Chinesen haben noch verschiedene andere Arten von Getränke. z. B. Samsu, oder Chinesischer Branntwein. Er wird, nach Osbeck, von Reisk gemacht, riecht beinahe wie der schlechteste Fusel, und schmeckt auch nicht viel besser. Die Chineser machen ihn warm, und trinken bei dem Essen eine Thecasse voll davon. Uesberhaupt aber giebt Osbeck ihnen das Zeugniß, daß sie die starken Getränke nicht misbrauchen, es mögte denn von solchen geschehen, welche es von den Europäern gelernt haben. Während seines Aufenthaltes unter ihnen sah er unter einer so grossen Menge Volks auch nicht einen einzigen betrunkenen Chinesen.

Den Reisk, dessen sich die Chinesen statt des Brodtes bedienen, und der ihre vornehmste Nahrung ist, wie bereits angemerket worden, kochen sie im Wasser, welches sie nachher ablaufen lassen und die



gequollene Brühe ganz warm essen. Die Leute in den Bötten setzen sich um den Topf herum, jeder hat eine grosse Theetasse von grobem Porcellain, in welche sie mit einer Kelle die Brühe füllen. Sie führen die Theetasse mit der linken Hand zum Munde, und halten zwischen den vordern Fingern der rechten Hand zwei kleine beynahe eine halbe Elle lange Stäbe, mit welchen sie sich eine Tasse nach der andern in den Mund scharren. Dabei essen sie einen Bissen Speck, Fisch, oder eine edthliche Frucht, welche Feigen ähnlich, aber länger und fast überall gleich dick ist. Auch bedienen sie sich einer Gattung Granes, welches sie aus einer andern Theetasse und mit dem Reiß zugleich essen.

Die Arbeitsleute in den Factoreyen setzen sich, nachdem ein jeder seinen Napf aus einem darneben stehenden grossen Fasse mit frischgekochtem Reiß gefüllet hat, auf dem Hofe in einen Kreis, und verzehren ihn, nebst den andern angeführten übrigen Schwaaren auf eben die Weise.

Die etwas Vornehmern bedienen sich zwar wohl der Tische, und Stühle, aber  
 keiner

feiner Tischtücher, Messer, Gabeln oder Servietten, sondern Schnupstücher statt der letztern. Die Messer sind bey Tische unnöthig, weil sie niemals Brod essen. Fische, Speck, oder andere Gerichte werden vorher in kleine Bissen zerschnitten, und eben wie die Gartensachen in besondern Theeschalen aufgesetzt, Löffel kommen gar nicht vor; denn unter ihren Gerichten sind weder Suppen noch Saucen oder dergleichen. Zwey kleine Stäbe vor jede Person, und einige Theeschalen oder Näpfe mit zerschnittenen Speisen machen bey einem chinesischem Gastmale die ganze Anstalt aus. Sie trinken bey dem Essen entweder Thee ohne Zucker, oder den oben erwehnten Samsu. Damit tractiren sie einander so, daß keiner seine Tasse austrinkt, sondern der eine dem andern seine Tasse zum Munde führet, und ihn trinken läßt, welches dieser mit seiner Samsutasse erwidert. Sie complimentiren weder vor noch nach dem Essen. Sie speisen geschwinde, und thun täglich drei bis viermal starke Mahlzeiten. Ihre Speisen sind nicht theuer; und man sagt, daß ein Arbeitsmann den Tag über vor

2 Stüs



2 Stüber (3 pf.) leben könne; wenigstens wird einer, der vom Theepflücken lebt, täglich mehr zu verdienen kaum im Stande seyn.

Kindfleisch wird überaus selten bey ihnen gegessen. Ziegen-, Schaf- und Kaninchenfleisch auch nur selten. Hasen und anderes Wildpret hat unser Schriftsteller nie gesehen. Man sagt, die Chinesen äßen auch Pferde-, Hunde- und Nagenseisch. Frösche werden auf allen Gassen verkauft, und sind ein besonderer Leckerbissen vor sie, wiewol sie nur wenig von unsern gemeinen Fröschen verschieden sind. Ueberhaupt aber sind Wurzelwerk, Früchte und Sarsenkräuter die vornehmsten Nahrungsmittel der Chinesen, daher auch das Land überall damit angebauet ist.

Wasser findet man hier nicht anders, als was aus dem Strome geschöpft wird. Die Leute müssen also, in Ermangelung guten Wassers, das schlechte aufkochen, und es mit etwas Thee wohlschmeckender machen.

Thee trinken die Chineser allemal ohne Zucker und Milch. In der Stadt ist der frische



sche Hānam oder Cantonthee, der gebräuchlichste. Sie gebrauchten keine Theekannen, sondern nur einen Theekessel, welchen sie, um ihn länger warm zu behalten, in ein hölzernes Fäßchen setzen; die Armen aber behelfen sich mit dergleichen hölzernen Fäßchen, ohne einen messingenen oder kupfernen Theekessel darin zu haben.

Der Chinesische Wein, den unsere Ostindienfahrer Mandarinwein nennen, wird aus einer Frucht gepreßt, die man hier Pausco nennet, und mit unsern Weibreben vor ein uerley hält. Er schmeckte aber Herrn Osbeck und seinen Gefährten so unangenehm, daß ihn keiner trinken mochte.

Bier und Halbbier wird hier zu Lande nicht gebrauet, sondern das starke Bier, welches man in Canton verkauft, kommt aus England in wohlverwahrten Gefäßen.

Arack oder Rack, ist, seitdem der Punsch bey uns eingeführt worden, durchgängig bekannt. Dieser Branntwein kommt aus Goa und Batavia nach China, wird aber nicht in China von blossen Reisk bereitet. Es ist eher zu vermuthen, daß er von Aracca gemacht werde, weil dieser Baum



Baum auf portugiesisch Araquero heißt. Sollte der Arrack von Reiß gebrannt werden können, so würde der Chineser diesen Gewinn ohnfehlbar andern entziehen und sich zuwenden. Aber zu dem Arrack sind ausser dem Reiß und Zuckerrohr, auch Cocosnüsse erforderlich. So lange ihnen aber diese fehlen, sind sie gezwungen, den Arrack von solchen Orten zu holen, die das Vaterland dieser Palmart sind: nemlich Goa und Batavia. Der Rack von Goa ist schwächer, weislich, seltener und gemeiniglich theurer. Der Rack von Batavia gleicht dem Franzbraunntewine, ist aber so verschieden, daß er bisweilen vor einerley Preis doppelt schwächer ist. Der Punsch ist hier vor diejenigen, deren Umstände es verstaten, ein tägliches Nachmittagsgetränk.

Coffee trinken die Chineser nicht, als nur bey den Europäern, ohnerachtet man die Bohnen von Java erhalten könnte. Türkischer Tabak wird hier durchgängig von Alten und Jungen geraucht. Sie rauchen auch sehr oft, und haben die Pfeife an einem Bande an der Seite hängen.



Viierter Abschnitt.

Von ihren Ehebündnissen.

Keine Verbindlichkeit wird unter den Chinesen vor größer gehalten, als diejenige, wodurch sie verbunden werden, sich zu verhebelichen. Einem Vater gereicht es einigermaßen zum Schimpfe, wenn er nicht alle seine Kinder verheyrathet. Ein Sohn verlegt die vornehmste kindliche Pflicht, wenn er keine Erben hinterläßt, die sein Geschlecht fortpflanzen können. Der ältere Bruder ist verbunden, ob er schon nichts von seinem Vater erbet, die jüngern Geschwister unterzubringen und sie zu verhebelichen. Lebt der Vater nicht mehr, so muß er bey ihnen Vaterstelle vertreten. Stirbt das Geschlecht durch ihre Schuld aus, so werden ihre Vorfahren der Ehrenbezeugungen und Pflichten beraubt, die ihnen ihre Nachkommen zu erzeigen verbunden sind.

Nach diesen Grundsätzen werden die Neigungen der Kinder bey ihrer Verhebelichung  
nie



niemals zu Rathe gezogen; sondern die Mal einer Frau kommt dem Vater, oder dem nächsten Anverwandten zu. Dieser errichtet den Heirathsvertrag mit dem Vater, oder mit den nächsten Anverwandten des Mädchens, und zalet ihnen eine gewisse Summe Geld: denn in China bekommen die Töchter keine Mitgabe. Dieses Geld wird zu neuen Kleidern und zu andern Dingen vor die Braut angewendet.

Die Heirathen besorgen die Eltern Eltern des Sohnes, merkt ein anderer Schriftsteller an, bisweilen in den Jahren der Kindheit, und wohl noch ehe die Kinder geboren sind. Zwei Männer, deren Frauen schwanger sind, vergleichen sich dahin, daß wenn dem einen ein Sohn und dem andern eine Tochter geboren wird, beide Kinder sich heyrathen sollen, sie mögen nun gleich gebrechlich geboren oder es hernach werden, schön oder häßlich seyn. Dieses nennen sie Chi so, das ist, Fäusche bestimmen. Oder wenn ein Mann einen kleinen Sohn hätte, den er verheyrathet wissen wollte, so geht er zu dem Vater, dessen Tochter er seinem Sohn dienslich



sich erachtet, schließt mit ihm wegen der Tochter den Handel, und setzet die Zeit der Hochzeit fest. Bis an diesen Tag bekommt der Bräutigam seine Braut nicht zu sehen.

Die Gewohnheit, das Geld, welches zu dalsches bei einem Heirathsvertrage aus<sup>er</sup> bezahlet wird, zu den Kleidern der Braut anzuwenden, ist unter Personen von geringern Stande gewöhnlich. Die Großen, die Mandarinen, die Gelehrten, und alle reiche Leute überhaupt, wenden viel mehr auf, als die Geschenke austragen, die sie erhalten. Ein Chinese, welcher in geringen Umständen ist, geht oftmal in das Fingelhaus, und bittet, daß man ein Mädchen vor seinen Sohn aufzuziehen möge, damit er sie zur Frau nehmen könne. Durch dieses Mittel ersparet er das Geld, wovon er sonst eine hätte erkaufen müssen. Das Mädchen wird dazu angewöhnet, daß es gegen die Schwiegermutter die größte Ehrerbietung hege, und man hat Ursache zu glauben, daß eine solche Frau ihrem Manne unterthäniger seyn werde, als eine andere.



Die Chinesen sind so begierig, Erben zu hinterlassen, daß die Reichen, welche keine Kinder haben, zuweilen, wie man sagt, doch vorgeben, ihre Frauen wären schwanger, und unterdessen insgeheim ein Kind aus dem Spitale holen, welches hernach vor ihren eigenen Sohn ausgegeben wird. Diese Kinder werden vor rechtmäßige Erben gehalten, erlernen ordentlich ihre Wissenschaften, und werden zu Baccalaren und Doctoren gemacht. Dieser Vorzug aber wird denen nicht zugestanden, welche öffentlich aus einem Spitale genommen sind.

Diejenigen, welche keine männliche Erben haben, nehmen einen Sohn von ihrem Bruder, oder von einem Anverwandten, ja auch wohl von einem Fremden, an Kindesstatt an, und geben manchmal den Anverwandten noch Geld vor ihre Einwilligung. Der an Kindesstatt Angenommene erhält hierauf alle Vorzüge eines leiblichen Sohnes, nimt den Namen seines Pflegesvaters an, und wird sein Erbe, wenn derselbe nicht nachher noch selbst Kinder zeugt. Und wenn er auch Kinder zeugt, so erbet doch

der

der an Kindesstatt angenommene Sohn mit den übrigen in gleichen Theilen; es wäre denn, daß der Vater vor seinen leiblichen Sohn etwas mehr thun wollte. Aus diesem Grunde ist es den Chinesen durch ihre Gesetze erlaubt, Beyschläferinnen oder vielmehr noch eine andere Frau neben der rechtmässigen halten zu können. Bey Erwählung derselben sehen sie sowohl auf ihre Beschaffenheit als auf ihre Geburt. Doch hat man ein Gesetz, worin den Männern untersagt wird, eine zweyte Frau zu nehmen, wenn die erstere noch nicht das vierzigste Jahr erreicht hat, ohne Kinder gebohren zu haben.

Weil die Frauenspersonen niemals von den Mannspersonen gesehen werden: so werden die Heirathen blos auf Treue und Glauben der Auserwählten des Mädchens, oder alter Frauen geschlossen, welche sich einzig damit beschäftigen, solche Sachen zur Nichtigkeit zu bringen. Die Eltern sind sehr besorgt, solche Frauen durch Geschenke dahin zu bewegen, daß sie eine vortheilhafte Abbildung von der Schönheit, dem Wize und den Gemüthsgaben ihrer



machen mögen. Doch trauet man ihnen nicht zu viel. Wenn sie aber den Betrug zu weit treiben: so werden sie deswegen hart bestrafet. Wenn alles durch diese Unterhändlerinnen zur Richtigkeit gebracht ist: so bereitet man sich auf die Hochzeit vor. Indessen werden verschiedene Gebräuche beobachtet.

Die vornehmsten bestehen darinnen, daß beyde Theile ehverbietig sich nach den Namen des bestimmten Bräutigams und der Braut erkundigen, und ihren Anverwandten Geschenke von Seidenzeuge, Calico, Speisen, Weine und Früchten machen. Viele ziehen die im Kalender glücklich angezeigten Tage zu Rathe, und diese werden vor bequem zur Hochzeit erachtet. Dieses Amt kommt eigentlich den Anverwandten der Braut zu, welchen auch Ringe, Ohrringehänge, und andere dergleichen Kostbarkeiten, zugeschiekt werden. Alles dieses geschieht durch Unterhändler, und durch eine Art von Briefen, welche von beyden Theilen geschrieben werden. Dieses alles aber ist nur unter gemeinen Leuten gebräuchlich: denn die Ehebindnisse

vor:



vornehmer Personen werden auf eine viel edlere und prächtige Art geschlossen und vollzogen.

Wenn der Hochzeitstag da ist, so wird die Braut in einen Tragesessel gesetzt, prächtig geschmückt, und von denenjenigen begleitet, welche die Wittgabe tragen, die sie mitbringt. Diese besteht bey gemeinen Leuten in Hochzeittleibern, die in Kisten liegen, in einigen andern Gütern, und im Hausrathe, welches alles ihr der Vater mitgibt. Bey ihr her geht ein Gefolge von gemietheten Leuten, mit Kerzen und Fackeln, am hellen Mittage. Vor dem Tragesessel her gehen Pfeiffer, Trompeter und Trommelschläger: hinten nach aber ihre Anverwandten, und die guten Freunde ihres Hauses. Ein getreuer Bedienter hat den Schlüssel zu der Thüre des Tragesessels; und diesen darf er niemanden geben, als dem neuen Ehemann. Dieser steht in kostbarer Kleidung an seiner Thüre, um seine Braut zu empfangen. Sobald dieselbe angekommen ist, nimt er den Schlüssel, öfnet geschwind die Sänfte, und urchtheilet sodann, wenn er sie gleich zuvor



niemals gesehen hat, ob er mit ihr glücklich oder unglücklich seyn werde. Manche sind mit ihrem Lose nicht zufrieden, schliessen die Säuste sogleich wieder zu, schicken das Mädchen nebst den Anverwandten wieder zurück, und wollen lieber ihr Geld einbüßsen, als an solchen Kauf gebunden seyn. Weil man aber gewöhnlich grosse Vorsicht hierbey brauchet, so geschieht solches sehr selten. Wenn die Braut aus der Säuste herausgestiegen ist, so geht sie neben dem Bräutigam in den Saal hinein. Hier machen sie vier Verbeugungen gegen den Thoren, das ist, Himmel oder Gott; und hernach thut die Braut dasselbe gegen die Anverwandten des Ehemanns. Alsdann wird sie seiner Mutter oder andern Frauenzimmern, welche zu dem Feste mit eingeladen sind, überliefert. Mit diesen bringt sie den ganzen Tag unter Schmausen und Lustbarkeiten zu. Der neuverehlichte Mann bewirtheet unterdessen seine Freunde in einem andern Zimmer.

*sonst.* Es geschehen auch, merkt ein anderer Schriftsteller an, in den überdeckten Böden ebenfalls Hochzeiten, welche bey



bey dieser Gelegenheit sowohl von aussen, als innen, auf alle erdentliche Weise ausgeschmückt werden. Sie stecken auf die Decke des Botes kleine Fahnen, und hängen Kronen, Blumen und Früchte von Paspier, und des Nachts Laternen an dieselbe. Während dieses hört man verschiedene musikalische Instrumente, besonders aber die Sungung, welche ein allgemeiner Scherzwenzel ist.

Die zwenten Frauen werden ohne zu viele Umstände in das Haus genommen. Alles, was sie bey dieser Gelegenheit thun, besteht darinnen, daß sie einen Vergleich mit ihren Eltern schliessen und unterzeichnen, worin sie versprechen, ihre Tochter wohl zu halten. Solche zwente Frauen stehen völlig unter der rechtmäßigen Frau, und verehren sie als die einzige Gebieterin des Hauses. Die Kinder, die von jenen geboren worden sind, werden ebenfals als die ihrigen angesehen, und haben gleiches Recht zu erben. Keine, als nur sie, führt den Namen der Mutter. Und wenn die wirkliche Mutter stirbt, so sind die Kinder nicht verbunden, drey Jahr



te lang in Trauerkleidern zu gehen, oder aus ihren Schulen wegzubleiben, oder ihre Aemter und Bedienungen fahren zu lassen, wie bey dem Tode ihres Vaters und dessen rechtmäßigen Frau zu geschehen pflegt. Indessen erweisen doch nicht selten die Kinder dieses Zeichen der Zärtlichkeit und Ehrerbietung ihrer wahren Mutter.

Manche nehmen, um den Namen guter Ehemänner zu verdienen, keine Beschläsferinnen ohne die Einwilligung ihrer Frau, unter dem Vorwande, daß dadurch die Anzahl ihres Fraaenzimmers zu ihrer Bedienung vermehret werden solle. Andere nehmen nur eine zweyte Frau, um einen Sohn zu bekommen. Den Augenblick aber, wenn er geboren ist, und die Mutter desselben der rechten Frau mißfällt, wird sie fortgeschickt, und hat die Freyheit, zu heirathen, wenn sie will; oder welches das gewöhnlichste ist, sich selbst einen Mann zu verschaffen. Die Städte Yang Chowsu und Su Chowsu in Kiang nan sind deswegen berühmt, weil sie eine grosse Menge von solchen Beschläsferinnen liefern, die überall aufgekauft und dazu erzogen werden.



Sowohl Männer als Frauen können, wenn der erste Ehegatte stirbt, zum andernmale heirathen, und haben die Freyheit, sich eine Frau zu nehmen, welche ihnen gefällt; wenn es auch eine von ihren Benschläferinnen ist. Bey einer solchen zweyten Hochzeit aber macht man nicht so viele Umstände. Die Wittwen sind, wenn sie Kinder gehabt haben, vollkommen frey und gar nicht mehr unter dem Zwange ihrer Eltern. Doch ist es ihnen nachtheilig, wenn sie sich, ohne grosse Noth, zum andernmale verheirathen. Ein vornehmes Frauenzimmer hält sich verbunden, den übrigen Theil ihrer Lebenszeit in dem Wittwenstande zuzubringen, wenn es auch nur einige wenige Stunden in der Ehe gelebt hat, oder nur erst verlobt worden ist. Dadurch wollen sie zeigen, daß sie gegen ihren verbliebenen Ehemann, oder gegen die Person, mit der sie verlobt gewesen sind, noch ein ehverbietiges Andenken hegen.

Mit Frauenzimmern von mittlerem Stande aber hat es eine andere Bewandniß. Ihre Anverwandte (darunter müssen die Anverwandten ihres verstorbenen Ehemanns



verstanden werden) wollen gern einen Theil  
 von dem Gelde wieder zurück haben, daß  
 sie ihrem ersten Ehemann gekostet hat, und  
 lassen sie ganz freywillig heirathen, wenn  
 sie keine männliche Erben hat. Oftmals  
 zwingen sie dieselbe auch dazu. Ja manchs-  
 mal wird in der That ein neuer Ehemann  
 ausgesucht, und das Geld bezalet, ohne  
 daß sie das geringste davon weis. Hat  
 die Frau eine Tochter, die sie noch säus-  
 get: so geht dieselbe mit der Mutter; und  
 diese hat, wenn ihre eigene Anverwandten  
 nicht im Stande sind, sie zu erhalten,  
 kein Mittel, sich von dieser Unterdrückung  
 zu befreyen, als daß sie die Anverwands-  
 ten ihres verstorbenen Mannes wiederum  
 bezahlet, oder gar eine Bonzin, das ist,  
 eine Nonne, wied. Ein solcher Stand ist  
 aber so verächtlich, daß sie ihn nicht er-  
 greifen kann, ohne sich zu verunehren.  
 Unter den Tataren ist dieser Zwang nicht  
 so gemein. Sobald eine arme Witwe auf  
 diese Art verkauft worden ist: so wird sie  
 auf einem Tragsessel in das Haus ihres  
 Ehemanns gebracht. Das Gesetz, welches  
 verbietet, eine Frau zu verkaufen, ehe

noch ihre Trauerzeit um ist, wird zuweilen übertreten; so begierig sind sie, solche Frauen los zu werden. Wird aber wegen einer solchen Uebertretung Klage geführt: so wird der Mandarin deswegen bestrafet, wenn er im geringsten dazu eingewilliget hat.

Eine nach den vorgeschriebenen Gebräuchen ordentlich vollzogene Ehe kann nicht wiederum getrennt werden. Wenn eine Frau ihrem Ehemann entläuft: so kann er sie verkaufen, wenn sie zuvor die gesetzmäßige Strafe erduldet hat. Diejenigen aber, welche ihre Frauen heimlich verkaufen, oder sie von andern schänden lassen, wie auch alle diejenigen, welche mit in dem Handel verwickelt gewesen sind, werden durch die Gesetze zu schweren Strafen verdammt. Wenn im Gegentheil der Ehemann sein Haus und seine Frau verlassen hat, und drey Jahre lang weggeblieben ist: so kann diese eine Bittschrift bey den Mandarinen eingeben. Diese können, wenn sie die Sache reiflich untersucht haben, ihr die Erlaubniß ertheilen, einen andern Mann zu nehmen. Wenn sie aber  
alle



alle diese Umstände nicht genau beobachtet, so bekömmt sie eine harte Strafe. Doch giebt es einige besondere Zufälle, worinnen die Geseze eine Ehescheidung zulassen. Dergleichen sind Ehebruch, welcher aber sehr selten ist; wenn sie einander von Natur nicht leiden können, oder wiedrige Gemüthsarten haben; ausserordentliche Eifersucht; Grobheit oder Ungehorsam; Unfruchtbarkeit und ansteckende Krankheiten. Indessen sind Fälle dieser Art sehr selten ausser unter gemeinen Leuten.

Es giebt noch einige andere Fälle, in welchen die Ehe verboten ist, oder aufgehoben wird. Diese sind: 1) wenn eine junge Frau an einen jungen Mann verlobet worden ist, und die Geschenke beiderseits schon überschicket und angenommen worden sind: so kann sie keinen andern heirathen. 2) Wenn ein Betrug vorgegangen ist: z. B. wenn an statt einer schönen Person, die den Unterhändlern gezeigt worden ist, eine häßliche untergeschoben wird; wenn die Tochter eines freyen Menschen an seinen Leibeigenen verheirathet werden soll; oder wenn er seinen Leibe-



eigenen mit einer freyen Frauensperson verkuppeln, und ihre Anverwandten überreden will, daß er sein Sohn, oder ein Anverwandter von ihm sey. 3) Wenn ein bürgerlicher Mandarin in einem Geschlechte aus der Provinz oder Stadt heyrathen will, wo er Statthalter ist. 4) Wenn der Sohn oder die Tochter unter der Zeit heyrathen will, da sie noch um ihren Vater oder um ihre Mutter trauern. Wenn sie sich noch vor einem solchen Todesfalle mit einander versprochen haben: so hebet alsdann die Verbindlichkeit auf; und der junge Mann, welcher eins von seinen Eltern eingebüßet hat, muß den Anverwandten des verlobten Frauenzimmers durch einen Brief davon Nachricht ertheilen. Diese letztern halten sich deswegen noch nicht von aller Verbindlichkeit frey, sondern warten, bis die Trauerzeit zu Ende ist, schreiben alsdann an den jungen Mann, und erinnern ihn an sein Versprechen. Will er aber nichts mehr von seinem Versprechen wissen, so ist das Mädchen frey, und kann einen andern heyrathen. Ein gleiches geschieht, wenn der  
Vater



Vater oder ein naher Anverwandter in der Gefangenschaft ist; oder wenn das Haus sonst von einem außerordentlichen Unglücke befallen worden ist. Denn die Ehe kann nicht eher vollzogen werden, als bis der Gefangene seine Einwilligung darzu gegeben hat; und alsdann hat man bey der Hochzeit weder einen Schmaus, noch andere Freudenbezeugungen. 5) Diejenigen endlich, welche aus einerley Geschlechte sind, oder eineley Namen führen, können einander nicht heirathen, und wenn sie auch noch so weitläufig mit einander verwandt wären. Die Gesetze gestatten auch nicht, daß zwey Brüder zwey Schwestern heirathen, oder daß ein Witwer seinen Sohn einer Tochter von der Witwe, die er zur Frau nimt, verheirathe. Eine Uebertretung des Gesetzes wird in allen diesen Fällen bestraft.

Die Ursachen, die den Ehestand aufheben, welche Navarette aus ihren Büchern genommen hat, sind folgende: 1) wenn die Frau eine Blautertasche ist, und nicht aufhört zu plappern, ob sie schon lange verheirathet gewesen ist, und

bereits

bereits Kinder geboren hat. Der Verfasser glaubt, ein solcher geschlicher Zorn würde in Europa von grossen Nutzen seyn.

- 2) Ungehorsam gegen die Schwiegereltern.
- 3) Wenn sie etwas in dem Hause stiehlt.
- 4) Der Auszug.
- 5) Unfruchtbarkeit.
- 6) Eisferucht.

Bei dieser Gelegenheit merkt der Verfasser an, daß, da immer eine mehr geliebet wird, als die andere, sie niemals ohne Risvergnügen leben; und daß sich manche erheben, andere aber in einen Brunnen stürzen. Er sehet hinzu, wenn die erste Frau keine Kinder hätte: so läge sie ihrem Manne selbst an, daß er sich eine Benschläferinn erwerben sollte; und das durch feste sie sich von der Verstoßung in Sicherheit. Unter gemeinen Leuten verspfänden viele ihre Frauen zur Zeit der Noth; und manche leihen sie auf einen Monat aus, oder noch länger, nachdem sie einig werden können.

Diejenigen unter den Chinesen, welche Gewissensfragen abhandeln, sagen, wenn eine Frau nur die geringste schlimme Eigenschaft hätte, so wäre es recht und billig, wenn man sie zur Thür hinausstieße. *Lius tsu*



tsu oder Tse-tse, der Sohn ihres Weltweisen, Confucius, hat seine Frau mehr als einmal verstoßen; und dieses haben auch andere gethan, deren Namen in ihren Büchern angeführet sind. Man rechtfertiget die Alten, welche ihre Frauen verstoßen haben, damit, weil diese das Haus voll Rauch gemacht, oder mit ihrem niedrigen Getöse den Haushund zu fürchten gemacht hätten. In solchem Falle behauptet man, daß der Mann wieder heirathen könne. Vornehme Leute aber, als der Kaiser, kleine Könige und Mandarinen, welche Beschläferinnen zu ihrer Bedienung hätten, die ihnen ein Liebesopfer darbringen könnten, dürften sich nicht wiederum vermählen, wenn ihre Frauen todt wären. Doch hat der Kaiser Schun hi, seine erste Gemahlin, als sie schwanger gieng, verstoßen, und in ihr Vaterland zurückgeschickt. Zween Jesuiten zu Peking erzählten dem Navarette, zween tatarische Personen, Mann und Frau, hatten sich von einander geschieden, und sich anderwärts verheirathet. Johann Adam schreibt an seine Ordensbrüder, die Tataren behielten ihre Frau so lan-



ge, bis sie Lust bekämen, eine andere zu heirathen; und vornehme Leute tauschten zuweilen mit ihren Frauen; so daß einer die Frau des andern nähme.

In der Provinz Schan si hat man eine lächerliche Gewohnheit. Sie ist die, daß sie todte Leute mit einander verehlichen. Der Verfasser hat solches von dem Michael Trigalt, einem Jesuiten, der sich verschiedene Jahre lang in dieser Provinz aufgehalten hat. Wenn es sich trifft, daß der Sohn des einen, und die Tochter des andern zu gleicher Zeit sterben: so werden die Eltern einig, sie mit einander zu verheirathen. Die Särge bleiben manchmal zwey bis drey Jahre und noch länger im Hause stehen. Sie schicken einander die gewöhnlichen Geschenke zu, als ob sie noch lebten, und alles dies geschieht mit vielem Gepränge und mit Musik. Die Särge werden neben einander gestellt und sie halten vor denselben den Hochzeitschmaus und endlich werden sie in einem Grabe beigesetzt. Die Eltern werden von der Zeit an nicht nur als gute Freunde, sondern auch als nahe Auserwandte betrachtet, wie sie



es gewesen seyn würden, wenn ihre Kinder noch bey ihrem Leben mit einander verhehlicht worden wären.

Von den Ceremonien, die die Chinesen bey ihren Heirathen beobachten, verdienen noch folgende angemerkt zu werden. Wenn beyderseitige Eltern einig geworden sind, ihre Kinder mit einander zu verheirathen: so gehen sie zuerst in den Tempel ihrer Vorfahren. Hier zeigen sie denselben umständlich an, wie der oder jener, ihr Entel, von dem und dem Alter, vorhabe, sich mit der oder jener zu verhehlichen, und wie sie sich deswegen ihren Beystand bey der Sache ausbäthen. Ein gleiches thun die Eltern des Frauenzimmers.

Der neue Ehemann bringt seiner Frau ein Geschenk, und dieses nehmen ihre Eltern zu sich, zuweilen aber geben sie der Tochter auch etwas davon. Wenn die Eltern des Bräutigams das Hochzeitgeschenk überschieken: so wird es mit dem größten Gepränge fortgetragen, das nur möglich ist. Vorher geht Musik. Alsdann folgen die Tische, deren jeder von vier Männern auf eine sehr anständige Art getragen wird.

1690. Auf



auf einem davon liegt ein Stück Seidenszeug, auf einem andern einige Stücke Cattsun, auf dem dritten Früchte, auf dem vierten Speisen, Leckerbischen und Silbergeschirre. Das Gepränge aber, und der Lärm, ist gemeiniglich grösser, als die Sache selbst.

Sie wählen allemal zur Ueberschickung der Geschenke und zur Hochzeit einen glücklichen Tag. (Gemeiniglich an einem von den neun Tagen des Neumonden) Wenn ihren verstorbenen Auserwandten davon Bericht abgestattet worden ist: so schicken die Eltern des Bräutigams einen Auserwandten oder sonst eine ansehnliche Person mit einer verschlossenen Sänfte ab, um die Braut zu holen. Wenn dieselbe vor das Haus der Braut kommt: so nimmt diese Abschied von ihren Eltern. Diese geben ihr allerhand gute Vermahnungen, und hierauf steigt sie in die Sänfte hinein. Das selbst findet sie ein wenig Reis, Weizen und anderes Getraide, um dadurch anzudeuten, daß die Braut einen Ueberfluß an Gütern mit sich bringe, und daß das Vermögen und Einkommen des Mannes, durch ihre



ihre Gehülfe, vermehret werden solle. Wenn die Braut in die Sänfte hineinsteigt: so zerbricht man gemeinlich ein Ey, ob schon solches in dem Buche von Anordnung der Ceremonien nicht vorgeschrieben ist, um anzuzeigen, daß sie fruchtbar seyn solle.

Wenn die Braut in dem Hause des Bräutigams angekommen ist, welches alsdann festlich ausgeputzt und geschmückt ist: so empfangen sie die Schwiegereltern mit aller möglichen Pracht und Freundlichkeit. Wenn sie ihre Pflichten gegen den Himmel und die Erde, und gegen ihre Anverwandten und Bekannten beobachtet haben: so fängt sich der Schmaus an. Die Männer speisen in dem vordern Theile des Hauses, die Frauen aber in einer innern Abtheilung. In der Nacht wird die Braut in die Kammer des Bräutigams geführt. Daselbst findet sie auf dem Tische Scheren, Zwirn, Rattun und andere Dinge, um anzudeuten, daß sie arbeiten, nicht aber müßig gehen solle.

Nach diesem Tage bekommt der Schwiegervater seine Schwiegertochter nicht wie-



der zu sehen, bis sie todt ist; wenn sie anders vor ihm stirbt. Ob sie schon in einem Hause bey einander leben; so sezet er doch niemals einen Fuß in ihr Zimmer; und wenn sie ja einmal herausgeht, so verbirgt er sich oder geht weg. Nicht alle Anverwandten haben Erlaubniß, allein mit einer Frau zu reden. Die Bettern, welche jünger sind als sie, können es thun: Denn diesen trauret man nicht zu, daß sie sich frech gegen sie aufführen werden. Andere aber, welche älter sind, als eine solche Frau, dürfen es nicht thun: denn man besürchtet, sie möchten sich ihres Ansehens zu ihrem Vortheile bedienen, und etwas unerlaubtes von ihr verlangen. Die Frauen gehen des Jahres einigemal aus, um ihre Eltern zu besuchen, und darin besteset ihr ganzes Vergnügen, das sie haben.

Wenn sie merken, daß sie schwanger sind: so gehen sie in den Tempel ihrer Vorfahren, melden diesen ihre Umstände, und bitten sich ihren Beistand zu einer glücklichen Entbindung aus. Wenn sie niederkommen sind: so gehen sie wieder dahin, statten ihren Vorfahren Dank für ihre glück-



liche Entbindung ab, und bitten sie, das Kind zu erhalten. Einige Zeit hernach bringen sie das Kind in eben diesen Tempel, danken den Verstorbenen, daß sie es bis hieher bewahret haben; und bitten sie, es zu einem reifern Alter gelangen zu lassen.

Wird ihnen ein Sohn geboren, Obid. sagt ein anderer Schriftsteller, so geben sie ihrer Art nach grosse Gastmähle, und bewirthen diejenigen von ihren Freunden, welche nebst eingereichten Geschenken Glück gewünschet haben. Den dritten Tag, wenn das Kind gewaschen werden soll, ist die Ceremonie noch grösser; sie speisen alsdann unter andern beschmahlte Eyer, welche die Großmütter schenken, Confect und andere Geschenke.

Die Eltern geben ihrem Kinde bey zu hat der Geburt den Namen des Geschlechtes, welcher allen den gemein ist, die von einem Stammvater abstammen. Einen er. *Nos* nach hernach geben sie ihm einen andern, oder *Wilschnamen*, wie sie zu sagen pflegen. Dieser ist gewöhnlich von einer Blume, einem Thiere, oder andern solchen

*Dius.*

Dingen hergenommen. Wird das Kind in die Schule geschickt; so bekommt es abermals einen neuen Namen, welcher mit dem Geschlechtsnamen verbunden wird, und bey diesem Namen ruft man es auch. Wenn es zu einem männlichen Alter gelangt ist, so nimmt es unter seinen Freunden noch einen andern Namen an. Diesen behält es, und damit unterschreibt es sich in seinen Briefen oder in andern Schriften. Mit einem Worte, so oft Jemand etwa eine ansehnliche Bedienung erhält, so oft nimt er auch einen andern Namen an, der seinem Range und seinen Verdiensten gemäß ist. Und dieses ist der Name, den man, wenn man höflich seyn will, brauchen muß, wenn man mit Jemand redet. Eine Person von weit höherem Range könnte ihn noch wohl bey seinem Geschlechtsnamen nennen.

Navarette versichert, die Sodomiterey würde in China sehr häufig getrieben. Junge Knaben, welche dazu Dienste leisten, gehen wie andere Leute gekleidet; jedoch sehr bunt und munter, und heirathen niemals. Läßt sich ein Frauenzimmer schwä-



Gen, so wird sie, wie Osbeck erzehlt, von ihren Obern auf den Markt geführt, und an die Weisbietenden verkauft.



### Fünfter Abschnitt.

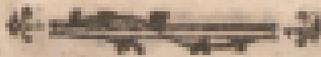
Von der Trauer und von den Leichenbegräbnissen der Chinesen.

Das ganze Gebäude der Chinesischen Regierungskunst ist auf die kindliche Ehrfurcht erbauet. Die alten Weisen dieses Volkes geriethen deswegen auf die Gedanken, daß die Ehrerbietung, welche junge Leute den verstorbenen Anverwandten erzeigen sähen, als ob sie noch lebten, sie bey Zeiten zu der Unterthänigkeit und zu dem Gehorsame angewöhnen würde, den sie ihren noch lebenden Eltern schuldig wären. In ihren Büchern von den Ceremonien, und in ihren andern Hauptbüchern werden auch deswegen die Ceremonien, die man in Ansehung der Todten zu beobachten hat, sorgfältig angeführt; indem sie



ſie von denen, welche zu der herrſchenden Religion gehören, beobachtet werden, welches die Gelehrten oder die Nachfolger des Confucius ſind. Die übrigen Secten haben eben dieſe Ceremonien; ſie vermengen ſie aber mit gewiſſen abergläubigen Gewohnheiten.

Navarette erzählt: nach dem Buſſonische von den Gebräuchen nähme man den Menſchen, wenn er dem Tode nahe wäre, aus ſeinem Bette heraus, und legte ihn auf die Erde, damit er daſelbſt ſeine Tage endigen mögte, wo er angefangen hätte, zu leben. Auf gleiche Weiſe legen ſie ein neugeborenes Kind auf die Erde, um zu zeigen, daß man dahin wieder zurückkehren müſſe, woher man gekommen ſey. Sobald der Menſch todt iſt; ſtecken ſie ihm einen kleinen Pflock in den Mund, damit er ſich nicht zuſchließen möge. Darauf nimt einer von den Anverwandten die Kleider des Verſtorbenen, ſteigt damit auf den Giebel des Hauſes, breitet ſie daſelbſt aus, ruft die Seele laut mit Namen, und bittet ſie, daß ſie wieder zurückkehren ſoll. Alsdann ſteigt er wieder herunter, und



breitet die Kleider über den verblühenen Körper. Hierauf wartet man drei Tage lang, ehe man ihn in den Sarg legt, um zu sehen, ob er wiederum aufstehen werde. In einigen Orten thut man dieses aussen vor der Thüre des Hauses.

Das nächste ist, daß man einen Stab verfertigt, welchen sie Chung nennen, damit die Seele etwas haben möge, worauf sie ruhen oder niederknien könne. Dieser Stab wird in den Tempeln der Todten aufgehängt. Man verfertigt auch Täfelschen, welche die Missionarien die Täfelschen der Todten, die Chineser aber die Thronne und die Sitz der Seele nennen. Denn sie glauben, die Seelen ihrer verstorbenen Freunde hielten sich daselbst auf, und näherten sich von dem Geruche der Speisen, welche daselbst für sie hingesezt würden. Der Verfasser hat dieses in ihren Büchern gelesen, und mit angehört, wie sie solches erklären. Das dritte was sie thun, ist dieses, daß sie Gold- und Silbermünze, Reis, Waizen und einige andere kleine Sachen in den Mund des Todten stecken, welcher um deswillen offen gehalten wird.



he und vornehme stecken Perlen hinein. Alle diese Gebräuche stehen in dem Buche von den Gebräuchen, und in dem Buche Kan ju, welches Confucius geschrieben hat.

Es ist unter den Chinesen gebräuchlich, daß sie, wenn eine Person gefährlich krank liegt, die Bonzen herbeyrufen, damit sie vor dieselbe beten sollen. Diese stellen sich hierauf mit kleinen Becken, Schellen und andern solchen Dingen ein, und erregen damit Lermen genug, um den Tod zu beschleunigen. Sie geben aber vor, dieses belustige den Kranken, und lindere seine Schmerzen. Wird es mit den Kranken schlimmer, so sagen sie, die Seele sey ausgegangen. Um deswillen laufen, wenn es dunkel wird, drey bis vier von ihnen eilig herum, haben ein grosses Becken, eine Trommel und eine Trompete, und suchen die Seele. Wenn sie über eine Gasse gehen, so halten sie ein wenig inne, spielen auf ihren Instrumenten, und gehen sodann weiter fort. Hieron ist unser Verfasser ein Augenzeuge gewesen. Auf gleiche Art, und in eben der Absicht, gehen sie auf das Feld hinaus, singen, beten, und



und machen in den Gebüsch ein Getöse mit ihren Instrumenten. Wenn sie nun etwa eine grosse Biene, oder eine Wespe finden: so tragen sie dieselbe mit vielem Geräusche und grossen Freudenbezeugungen in das Haus des Kranken, geben vor, dieses sey seine Seele; und stecken sie ihm, wie man dem Verfasser gesagt hat, in den Mund.

Es ist unter den Tataren gewöhnlich, daß, wenn ein Mann stirbt, eine von seinen Frauen sich erhenkt, um ihm auf seiner Reise in die andere Welt Gesellschaft zu leisten. Im Jahre 1668 starb ein vornehmer Tatar zu Peking. Eine von seinen Beschläferinnen, die 17 Jahre alt war, sollte dieses Zeichen ihrer Liebe gegen ihn ausüben. Allein ihre Anverwandten, welche angesehen Leute waren, entbehrten sie ungern. Sie überreichten daher dem Kaiser eine Bittschrift, und baten ihn, er möge sie diesmal von der unter diesem Volke angenommenen und eingeführten Gewohnheit freysprechen. Diese unmenbliche Gewohnheit wurde daher abgeschafft, und verordnet, daß sie künftig nicht mehr beobachtet



obachtet werden sollte. Die Chinesen haben eben diese Gewohnheit; sie ist aber unter ihnen nicht so gemein, und auch von ihren Weltweisen nicht angenommen oder gebilliget worden. Zur Zeit des Verfassers wurde der Unterkönig von Kanton krank. Als er nun dem Tode nahe war, ließ er diejenige von seinen Beschläferinnen, die er am meisten liebte, zu sich kommen, ersinnerte sie an die Reigung, die er gegen sie gehabt hätte, und verlangte von ihr, daß sie ihm Gesellschaft leisten sollte. Sie versprach es, und erhenkte sich, sobald er todt war.

Ehe man den Körper in den Sarg legt, wird er gewaschen; und bey dieser Gelegenheit beobachtet man seltsame Gebräuche. Andere sagen, man wäsche die todten Körper nur selten; man zöge dem verbliebenen Körper seine besten Kleider an, legte über ihn die Zeichen seiner Würde, und hernach legte man ihn in den Sarg. Diesen lassen sie sich gewöhnlich noch bey ihrem Leben machen. Diejenigen, welche nicht mehr als neun bis zehn Pistolen<sup>dr.</sup> in ihrem Vermögen haben, wenden dies



dieses Geld auf einen Sarg, wohl zwanzig Jahre zuvor, ehe sie dessen benöthiget sind, und betrachten ihn als den schätzbarsten Hausrath in ihrer Wohnung. Der Sohn verkauft oder verpfändet sich manchemal selbst, um nur Geld zu bekommen, damit er einen Sarg für seinen Vater erlangen könne.

große Manche Särge sind von köstlichem holze Holze verfertigt. Einer davon kostet zwölff, zwanzig, funfzig, hundert Ducaten, und noch mehr. Die grossen Mandarinen schenken zuweilen aus Menschensliebe armen Leuten ein Duzend oder zwanzig Särge; denn sonst wird ihr Körper, wenn sie keinen Sarg haben, verbrannt, wie bey den Tataren geschieht.

Diejenigen, welche sich noch bey ihrem Leben einen Sarg anschaffen, stellen an dem Tage, wenn er in das Haus gebracht wird, eine Gasterey an. Sie behalten ihn viele Jahre lang vor den Augen, und legen sich manchmal gar hinein. Der Kaiser sogar pflegt seinen Sarg einige Zeit in dem Palaste zu haben. Die Särge dererjenigen, welche sich in ganz leids-

lichen Umständen befinden, werden aus Planken verfertiget, die über einen halben Schuh dick sind, und dauern lange Zeit. Inwendig werden sie auch mit Pech und Harz wohl verklebet: von aussen aber lasirt; so, daß kein übler Geruch hindurchdringen kann. Manche sind mit schönen Schnitzwerke gezieret und vergoldet. Mit einem Worte, manche reiche Personen wenden dreihundert bis tausend Kronen auf einen Sarg von köstlichem Holze, der mit mancherley Bildern und Schnitzwerke ausgezieret ist.

In den Sarg legt man eine kleine <sup>matras</sup> Matraße, ein Polster, ein Küssen, <sup>petite</sup> und Tachte zu Lampen. Alles dies dient, die Feuchtigkeit einzusaugen, welche aus dem Körper herausdringen kann. Ein <sup>de</sup> <sup>haut</sup> anderer Schriftsteller fügt hinzu: auf <sup>de</sup> den Boden würde aus eben dieser Ursache Kalk gelegt; das Küssen oder der Kattun, der hineingelegt würde, diene dazu, daß der Kopf hoch läge, und das Leere ausgefüllt würde.

Man legt auch eine Scheere hinein, <sup>matras</sup> um die Nägel damit abzuschneiden, <sup>petite</sup> und



und vor den Zeiten der Tataren fügte man auch Kämme hinzu, um das Haar damit auszukämmen. Das abgeschnittene von den Nägeln, die man dem Verstorbenen beschnitten hat, sobald er verblieben gewesen ist, wird in kleine Beutelschen gethan, und in die vier Winkel gesetzt. Alsdann lösen sie, und legen den Körper mit großem Scheule und Geschreye hinein.

Nach ihren Gedanken würde es eine unerhörte Grausamkeit seyn, wenn man einen todten Körper öfnen, das Herz und das Eingeweide herausnehmen und jedes besonders begraben wollte. Auf gleiche Art würde es etwas seltsames vor sie seyn, wenn sie sehen sollten, daß die Todtengesbeine, wie in Europa, auf einander gehäufet würden. Sie begraben auch deswegen nicht mehrere Personen in ein Grab; wenns auch nahe Anverwandte sind, so lange das Grab noch seine Gestalt behält.

Das Toa oder feyerliche Leichenbegängniß, welches sie dem Verstorbenen halten, währet ordentlich sieben Tage lang, wosern sie nicht durch eine gegründete Ursache beswogen werden, diese Zahl auf drey hina

unter



unter zu sehen. Alle Anverwandten und Freunde stellen sich ein, welche sorgfältig eingeladen werden, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erzeigen. Die nächsten Anverwandten bleiben in dem Hause beisammen. Der Sarg wird in dem vornehmsten Sale ausgestellt; und dieser ist mit weißem Stoffe behängt, der manchmal mit schwarzem und veilgenblauem seidnen Zeuge, und mit andern Trauerzierrathen untermischt ist. Vor den Sarg wird ein Tisch hingesezt, und darauf stellt man das Bildniß der Verstorbenen. Es wird auch wohl sonst etwas geschnitztes hingestellt, worauf sein Name geschrieben ist. Dieser Name köme, nach Navarette, in ein kleines Kästchen, mitten auf den Altar, der auf den Sarg gestellet würde). Dazu kommen Blumen, Räuchwerck, und zu beiden Seiten angezündete Wachskerzen.

Navarette merkt an, ehe man den <sup>toten</sup> Todten beweinte, würde ein Schüs<sup>rette.</sup> selchen oder Nöpfchen mitten in das Zimmer gesezet. Alsdann beobachteten die Bonzen einige Gebräuche; hierauf zers<sup>brás</sup>

V Band. K



brächen sie es, und sprächen: sie öfneten die Pforten des Himmels. Nachher fingen sich die Trauerklagen an; und der Sarg würde unter einer grossen Menge von Gebräuchen, zugenagelt.

zu hat Diejenigen, welche auf eine fey-  
22. erliche Art ihr Beyleid bezeugen wol-  
len, begrüssen den Verstorbenen so, daß sie sich verschiedenemalen vor dem Tische zur Erde niederwerfen. Hierauf setzen sie hernach Wachskerzen und Räuchwerk, das sie gewöhnlich mit sich bringen. Besonders vergiessen gute Freunde bey diesen Gebräuchen Thränen, und heulen mit lauter Stimme. Während der Genügeleistung dieser Pflichten, kommt der älteste Sohn, in Begleitung seiner Brüder, hinter einem Vorhange hervor, der auf der einen Seite des Sarges hängt, kriecht auf den Boden hin; vergießt Thränen, und beobachtet ein tiefes und trauervolles Stillschweigen. Hinter dem Vorhange lassen die Frauen von Zeit zu Zeit ein sehr klägliches Geschrey von sich hören.

Nach Endigung dieser Gebräuche, steht man auf. Ein weitläufiger Anverwands-



ter von dem Verstorbenen, oder sonst ein Freund, der mittrauert, und die Gäste an der Thüre, wenn sie hineinkommen, empfängt, nimt nun auch die übrigen Ehrenbezeugungen gegen dieselben auf sich, und führet sie in ein anderes Zimmer. Hier sezet er ihnen Thee vor, zuweilen auch getrocknete Früchte, oder andere Erfrischungen. Hernach führt er sie wiederum an ihre Tragsessel.

Diesjenigen, welche nicht weit von der Stadt wohnen, beobachten diese Gebräuche in eigener Person; und diejenigen, welche durch den weiten Weg, oder durch eine Unpäßlichkeit daran gehindert werden, schicken doch einen Bedienten mit ihrem Besuchzettel und mit Geschenken, und lassen sich durch denselben entschuldigen. Die Kinder des Verstorbenen, oder wenigstens der älteste Sohn, sind nachgehends verbunden, alle diese Besuche zu erwiedern. Es ist aber alsdann genug, daß sie nur vor der Thüre eines jeden Hauses gehen, und durch einen Bedienten einen Besuchzettel hinschicken.



Alle Anverwandte und Freunde des Verstorbenen stellen sich zu gebräuchlicher Zeit, am Tage des Leichenbegängnisses, ein. Männer machen den Anfang des Zuges, die verschiedene Bilder von Pappe tragen, welche Sklaven, Leger, Löwen, Pferde und dergleichen vorstellen. Hierauf folgen verschiedene Haufen paarweise. Manche tragen Fahnen, Flaggen und Räucherpfannen mit Räucherwerk. Andere stimmen auf verschiedenen musikalischen Instrumenten Klagslieder an. An einigen Orten wird das Bildniß des Verstorbenen über alles übrige erhoben; und sein Name, wie auch seine Würde, ist mit grossen goldenen Buchstaben geschrieben. Hierauf folgt der Sarg unter einem Traghimmel, der die Gestalt eines runden Gewölbes hat. Dieser Traghimmel ist von veilgenblauer Seide, hat an den vier Ecken weisse seidene Büsche oder Quasten, und diese sind artig mit goldenen und silbernen Schnürchen untermischt. Das Gestelle, worauf man den Sarg setzt, wird von Männern getragen, deren Anzahl sich zuweilen bis auf vier und sechzig beläuft. An der Spitze der übrigen

gen



gen Söhne und Enkel geht der älteste Sohn zu Fusse hinter dem Sarge her, ist mit einem hänsenen Sacke bedeckt, lehnet sich auf einen Stab, und geht ganz gebückt, als ob er unter seiner Betrübnis versinken wollte. Hierauf folgen die Anverwandten und Freunde, alle in Trauer. Alsdann sieht man eine grosse Anzahl von Sänften, die mit weissem Tuche bedeckt sind. Darinnen sitzen die Töchter, Frauen und Sklavinnen des Verstorbenen, und erheben ein grosses Geschrey.

Ein anderer Schriftsteller, beschreibt <sup>aus.</sup> eine Chinesische Leichenprocession, die er selbst gesehen, auf folgende Art. Diese Leute hatten ihren hölzernen Särge in ihrem Gefolge. Voraus gingen ein paar Chineser mit kleinen Fahnen; diesen folgten die Musikanten mit Pfeiffen und andern Instrumenten, auf welchen sie sich dann und wann hören liessen. Hinter den Musikanten wurde der Abgott, so ein vergoldetes Menschenbild ist, in einem Palankin getragen; auf welchen der Sarg, der auf einer Bambustangen getragen wurde, folgte. Die leidtragenden hatten weisse



Tücher um die Köpfe. Wenn sie die Leiche in das Grab gesenkt haben, so legen sie ein paar Steine auf dasselbe, und überdem zum Unterhalte des Todten, und zur Versöhnung des Hörens, Reis, Früchte, Thee, Geld u. d. g. Sie stellen, fährt eben der Schriftsteller fort, auch auf den Bötten mit allerley Instrumenten Musikern an, und rudern mit denselben des Abends den Strom auf und nieder.

Die Gräber sind allemal aussen vor den Städten, und, so oft es geschehen kann, auf erhabenen Plätzen. Es stehen gewöhnlich Fichten, und Cypressenbäume rund um dieselben gepflanzt. Etwa eine Meile von jeder Stadt trifft man Flecken, Dörfer und Häuser an, die hin und wieder zerstreut liegen, und mit kleinen Wäldchen oder Gebüschen untermischt sind. Man findet auch eine grosse Menge Hügel, die mit Bäumen besetzt, und mit Mauern umgeben sind. Dieses sind eben so viele verschiedene Gräber, welche eine nicht unangenehme Aussicht gewähren. Die Gestalt der Gräber ist nach den Provinzen verschieden. Sie sind größtentheils ganz sauber



ber gebaut, und sehen wie ein Hufeisen aus. Sie sind weiß übertünchet, und auf den vornehmsten Stein wird der Geschlechtsname eingegraben.

Die Chinesischen Gräber, sagt ein <sup>andere</sup> Reisebeschreiber, werden an den Seiten der Berge gemacht, und sehen aus wie Eiskeller. Sie sind an beiden Seiten mit Steinen erhöht, und anstatt der Thüre stehet ein aufgerichteter Stein, in welchen das Gedächtniß der Verstorbene[n] mit grossen Chinesischen Buchstaben gehauen ist.

Arme Leute begnügen sich damit, daß sie den Sarg in Gestalt einer <sup>Spitzsäule</sup> fünf bis sechs Fuß hoch mit Spreu oder Erde bedecken. Manche setzen ihn in einen Ort, der, wie unsere Grabmähler, aus Ziegelsteinen erbauet ist.

Die Grossen und die Mandarinen bauen ihre Gräber auf eine prächtige Art. Sie machen ein Gewölbe, darenin setzen sie den Sarg; über denselben machen sie einen Haufen von zugerichteter Erde; in Gestalt eines Hutes, gegen zwölf Schuh hoch und acht bis zehn Schuh im Durchschnitte;



diesen bedecken sie mit Würdel, damit kein Wasser durchdringen könne, und rund herum pflanzen sie Bäume von verschiedenen Arten. Nahe dabey steht eine lange Tafel von weissem geglättetem Marmor. Darauf stehen eine Räucherpfanne, zwey andere Gefäße und zwey Leuchter, die ebenfalls von Marmor sind. Auf jeder Seite stehen in verschiedenen Reihen eine grosse Menge Bilder von Bedienten, Verschnittenen, Soldaten, Löwen, Reitpferden, Kamelen, Schildkröten und andern Thieren, in verschiedenen Stellungen, welche die Betrübniß und Ehrerbietung ausdrücken. Denn die Chineser wissen in ihren Schnitzwerken alle Leidenschaften geschickt auszudrücken und abzubilden.

Einige wenige Schritte von Grabmahle findet man Tische, die in Sälen stehen, welche eigentlich dazu erbauet worden sind. Während der Beobachtung der gewöhnlichen Gebräuche, bereiten die Bedienten ein Gastmahl, um die Gesellschaft zu bewirthten. Nach der Trauermahlzeit werfen sich manchmal die Anverwandten und Freunde zur Erde nieder, und thun ihre Danks



sagung. Der älteste Sohn und die übrigen Kinder erwidern diese Höflichkeit durch äusserliche Geberden, aber mit einem tiefen Stillschweigen. Bey den Begräbnisplätzen grosser Herren findet man verschiedene Zimmer. Wenn der Sarg zur Beerdigung dahin gebracht worden ist, so bleiben manche Anverwandte einen oder ein paar Monate lang daselbst beisammen, um nebst den Söhnen des Verstorbenen ihr Trauern täglich zu erneuern.

Navarette sagt, wenn der Verstorbene eine Person von Ansehen gewesen wäre, so stellten die Bonzen grosse Feyerlichkeiten an, und die Leidtragenden giengen mit brennenden Lichtern und mit angezündetem Räuchwerke hinter ihnen her. Allemal in gewissen Entfernungen opfern sie, und verrichten zugleich die Leichengebräuche. Hiebey verbrennen sie Bilder von Männern, Frauen, Pferden, Sätteln und andern Dingen, wie auch eine grosse Menge papiernes Geld. Alles dieses wird, wie sie glauben, in dem künftigen Leben, zum Nutzen des Verstorbenen



in dasjenige wirklich verwandelt, was es hier nur vorstellet.

Die Chineser schlachten keine Menschen, um den Verstorbenen Gesellschaft zu leisten. Sie bringen, wenn sie bey der Grabe angelangt sind, dem Geiste dieses Orts ein Opfer, und bitten ihn, daß er dem neuen Anfdmmlinge gewogen seyn solle. Nach der Beerdigung opfern sie vor dem Bilde des Todten und vor seinem Läfetchen verschiedene Monate hinter einander, einen jeden Monat und einen jeden Tag zu verschiedenenmalen, Fleisch, Reis, Kräuter, Brähen und dergleichen Dinge. Denn sie glauben, wie schon angeführt worden ist, daß sich seine Seele davon nähre. —

*tu sai* Manchmal thun sie eine große <sup>Reise</sup> Reise um das Grab zu besuchen. Sie sehen alsdann nach der Farbe der Gebeine, und wollen dadurch entdecken, ob ein Fremder eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes gestorben sey. Es muß aber der Mandarin bey der Oefnung des Sarges zugegen seyn. Man hat auch besondere Bediente in den Gerichtshäusern, deren Amt es ist, solche Untersuchungen

vor:



vorzunehmen. Sie sind sehr geschickt hiezu inn. Manche öfnen zwar auch die Gräber, um die Juwelen oder kostbaren Kleider herauszustehlen: es ist dieses aber ein Verbrechen, welches sehr hart bestraft wird.

Die Ceremonien, die bey den Leichensbegängnissen der Grossen beobachtet werden, sind sehr prächtig. Hier ist ein solches. Bey der Beerdigung des Ta vong he, des ältesten Bruders vom Kaiser Kang hi, fing sich der Zug mit einem Haufen von Trompetern und andern Musikanten an. Hernach kamen allemal zwey und zwey, und zwar in folgender Ordnung: Zehn Personen mit Heroldsstäben von vergoldetem Kupfer; vier Sonnenschirme und vier Tragehimmel von goldenem Stücke; sechs unbeladene Kamele, welche Zobelfelle um den Hals hängen hatten; sechs Kamele, welche Zelte und Jagdzeug trugen, und grosse rothe Decken hatten, die sie auf der Erde nachschleppten; sechs Jagdhunde, die an einem Stricke geführt wurden; vierzehen ungesattelte Handpferde, mit gelben Zäumen und herunterhängenden Zobelfellen; sechs andere Pferde mit gestickten Säts



Sätteln, vergoldeten Steigbügeln und dergleichen; funfzehn Edelleute mit Bogen, Pfeilen, Köchern, u. s. w.; acht Männer, die ein paar tatarische Hütel trugen, an welchen Beutel voller Perlen hingen; zehn Männer, die in ihren Händen Mützen vor alle Jahreszeiten trugen; ein offener Tragsessel, wie derjenige ist, auf welchem der Kaiser in dem Pallaste herumgetragen wird; und noch ein anderer Tragsessel mit gelben Küssen.

Hiernächst kamen die beiden Söhne des verstorbenen Fürsten, gestützt auf Berschnittene, und weinten. Hernach folgte der Sarg mit seiner grossen gelben Himmeldecke, der von sechzig bis achtzig Personen getragen wurde, die grün gekleidet giengen, und rothe Federbüsche auf ihren Mützen hatten; die Aho in Gesellschaften, welche mit ihren Bedienten umgeben waren; die kleinen Könige und andere Fürsten; zwey andere Särge, worin die Kaiser zweyer erhenkten Beyschläferinnen lagen, um den Fürsten in der andern Welt zu bedienen; zwey Grosse des Reichs; die Tragsessel der Gemahlin des verstorbenen Fürsten,



ten, und der Fürstinnen, seiner Anverwandten; eine grosse Menge von gemeinen Leuten, Lama und Bonzen, welche den Zug beschloffen. Die acht Fahnen und alle grosse und kleine Mandarinen waren vorausgegangen, und hatten sich in Schlachordnung gestellt, um die Leiche bey dem Eingange in den Garten zu empfangen, wo sie unterdessen beigesetzt werden sollte, bis das Grab gebauet worden wäre. Mit einem Worte, man zählte bey diesem Gespränge sechzehntausend Personen.

Die gewöhnliche Trauerzeit um den Vater oder die Mutter soll sich eigentlich auf drey Jahre erstrecken: sie wird aber gemeinlich auf sieben und zwanzig Monate heruntergesetzt. Diese ganze Zeit über kann der Leidtragende kein öffentliches Amt verwalten. Er darf auch seine Bedienung nicht eher wieder antreten, als bis die drey Jahre um sind. Daß sie in dieser traurigen Stellung so lange bleiben, geschieht darum, damit sie ihre Dankbarkeit für die Sorgfalt ihrer Eltern in den drey ersten Jahren ihrer Kindheit ausdrücken mögen, als worin sie beständig ihrer Hülfen



se benedigt gewesen sind. Die Trauer um andere Auserwandten ist, nach den Stufen der Verwandtschaft, bald länger bald kürzer. Diese Gewohnheit wird so unverbrüchlich beobachtet, daß ihre Jahrbücher noch der Frömmigkeit des Königs von Tsün, Wen kong, gedenken. Von ihm erzählt man, daß er durch List und Gewalt seiner Stiefmutter aus den Herrschaften seines Vaters Hoen kong vertrieben wurde, und in verschiedenen Ländern herum, sowohl um seinen Kummer zu lindern, als auch den Fällstricken seiner Stiefmutter zu entgehen, gereist sey. Als er nun von dem Tode seines Vaters Nachricht erhalten hatte, weigerte er sich, wiewohl man ihn dazu reizte, die Waffen zu ergreifen, und sein Königsreich wieder zu erobern, bis nach Verfließung der Zeit, die zur Trauer bestimmt war.

*6. d.* Die Ehegatten, merckt ein anderer Schriftsteller an, betrauren sich 49 Tage.

*de. d.* Die Trauersache ist weiß, sowohl unter den Fürsten, als auch unter den geringsten Handwerkern. Diejenigen, wels



welche die volle Trauer anlegen, haben Mütze, Weste, Rock, Strümpfe und Stiefeln, alles weiß. Im ersten Monate nach dem Tode eines Vaters oder einer Mutter, besteht die Trauerkleidung in einer Art von einem hänsenen Sacke von einer hellrothen Farbe, der dem Pachtuche sehr ähnlich ist. Der Gürtel besteht in einer Art von einem aufgescherten Stricke, und die Mütze, welche eine sehr seltsame Gestalt hat, ist ebenfalls aus hänsenen Tuche verfertigt. Durch diese traurige und nachlässige Kleidung und äusserliche Gestalt wollen sie ihren innerlichen Kummer ausdrücken.

Die Chinesen halten die Todten, in den Särgen eingelegt, bey sich in ihren Häusern, so lange es ihnen gefällt; es kann sie auch die Obrigkeit nicht zwingen, dieselben beerdigen zu lassen. Manche behalten, um einen recht grossen Beweis von ihrer Ehesucht und Zärtlichkeit gegen ihren verstorbenen Vater zu geben, dessen Körper drey bis vier Jahre lang bey sich, und die ganze Trauerzeit über sitzen sie am Tage auf einem Stuhle, der mit weisser Sarge überzogen ist: des Nachts aber



aber liegen sie nahe bey dem Sarge, und haben nichts weiter unter sich, als eine Matte von Binsen. Sie enthalten sich des Fleisches und des Weins, und kommen zu keinen Gastereien, noch in öffentliche Zusammenkünfte. Werden sie ja einmal gesündigt, hinaus vor die Stadt zu kommen: so wird der Sessel, worinnen sie getragen werden, zuweilen mit weißem Tuche überzogen. Der Körper muß aber doch endlich begraben werden. Unterliesse der Sohn, ihn in das Grab seiner Vorfahren bezusetzen: so würde ihm dieses eine beständige Unehre seyn; vorzüglich bey seinen Anverwandten; denn diese würden sich weigern, seinen Namen in den Saal zu bringen, wo sie die Vorfahren verehren. Sterben reiche Kaufleute, oder Leute vom Stande, in Berrichtung ausserhalb der Provinz, so wird der Körper gewöhnlich an den Ort hingebacht, wo die Anverwandten sich aufhalten. Doch ist ihnen nicht erlaubt, damit in eine Stadt zu kommen, oder ihn gar durchzuführen, wenn sie nicht hierzu ausdrücklichen Befehl vom Kaiser

has



haben: sondern sie müssen aussen vor der Mauer hinziehen.

Ausser denen Pflichten, welche die Trauer und das Leichenbegängniß angehen, hat man noch zwey andere Arten von Gebräuchen, welche die Unverwandten ordentlich gegen ihre abgeschiedenen Vorfahren beobachten. Die erste wird in dem Tse tang, oder in dem Saale der Vorfahren beobachtet, den jedes Geschlecht hierzu bauen läßt.

Alle Zweige eines Stammes, die sich zuweilen auf sieben und achtzig belaufen, und sieben bis achttausend Personen in sich fassen, versammeln sich in diesem Saale im Frühlinge, zuweilen auch im Herbst. Zu diesen Zeiten wird keine Rangordnung beobachtet. Der Handwerksmann, der Aekersmann und der Mandarin sind alle unter einander gemischt und gehen mit einander um, wie mit ihres gleichen. Bloss das Alter hat hier einen Vorzug; und der älteste hat hier den Vorzug, ob er schon der ärmste ist.

In dem Saale steht an der Mauer eine lange Tafel, wo man auf Stufen hinaussteigen kann. Auf dieser findet man ges



meiniglich das Bildniß des vornehmsten unter den Vorfahren, oder wenigstens seinen Namen. Auf kleinern Tafelchen oder Tischgen, die etwa einen Schuh hoch und zu beyden Seiten hingestellt sind, stehen die Namen der Männer, Frauen und Kinder aus dem Geschlechte geschrieben; wie auch das Alter, der Stand, die Bedienung, und der Todestag eines jeden.

Die Reichsten unter diesen Anverwandten stellen ein Gastmahl an. Verschiedene Tafeln werden mit allerhand Schäffeln von Fleisch, Reis, Früchten und wohlriechenden Sachen, wie auch mit Weine, und Wachskerzen besetzt. Hernach werden fast eben die Gebräuche beobachtet, welche die Kinder in Acht nehmen, wenn sie sich ihren noch lebenden Eltern nahen; und welche gegen die Mandarinen beobachtet werden, wenn ihr Geburthstag ist, oder wenn sie ihre öffentlichen Verwaltungen antreten. Gemeine Leute, welche nicht eigene Plätze darzu erbauen können, hängen die Namen ihrer nächsten Vorfahren in denenjenigen Theilen ihrer Häuser auf, wo sie am meisten in die Augen fallen.



Navarette merkt an, ihr Gedächtnis <sup>was</sup> nistag der Verstorbenen fielen auf den <sup>octo.</sup> Tag des Neumonden, und alsdann kämen die Anverwandten in den Tempel ihrer Vorfahren zusammen, wären auf das beste geschmückt, beugten zu vielenmalen die Knie, und opferten allerhand Arten von Speisen und Getränken. Er sezet hinzu, ihre Bitten und Gebete würden unmittelbar an diese todten Personen gerichtet.

Die übrigen Gebräuche werden, zu dem wenigstens des Jahrs einmal, bey dem Begräbnißplatze ihrer Vorfahren beobachtet. Diese sind oftmal auf den Gebirgen; und folglich müssen sich die Nachkommen, sowohl Männer als Kinder, dahin begeben. Im April fangen sie eine Zeitlang damit an, daß sie das Ankrout von dem Grabe ausreißen. Denn vor die Keulichkeit ihrer Gräber sind sie sehr besorgt. Hernach drücken sie durch allerhand Zeichen ihre Ehrerbietung, Dankbarkeit und Betrübniß aus, und zwar auf eben die Art, wie bey dem Absterben derselben geschah. Hierauf sezen sie Wein und Speis



fen auf das Grab, und bewirthen sodann einander selbst damit.

Unser Verfasser sagt, man könne nicht läugnen, daß die Chineser ihre Gebräuche zu weit trieben, sonderlich in Ansehung der Verehrung der Todten. Confucius sagt in dem Buche Lu ngu, man müste gegen die Verstorbenen eben die Pflichten beobachten, als ob sie noch gegenwärtig und am Leben wären. Und einer von seinen Schülern erzehlet uns, wenn sein Lehrer den Todten die gewöhnlichen Opfer gebracht hätte: so wäre dies allemal mit der größten Zärtlichkeit geschehen. Um noch mehr hierzu angefeuert zu werden, bildete er sich ein, als ob er sie sähe und reden hörte; und weil sie schon sehr lange todt waren, so erneuerte er sehr oft ihr Andenken bey sich selbst.

Die alten Chinesen bedienten sich eines kleinen Kindes, als eines lebendigen Bildnisses, um den Verstorbenen vorzustellen. An dessen Stelle haben ihre Nachkommen ein Bildniß oder Täfelchen eingeführt, weil es leichter ist, ein Täfelchen, als ein Kind, zu verschaffen, so oft sie Gelegen-

heit



heit haben, ihren verstorbenen Anverwandten vor das Leben, das Glück, und die gute Erziehung, die sie von ihnen erhalten haben, ihre Erleutlichkeit zu bezeugen.

Man sagt zwar, daß die Chinesen mehr als alle übrige Völker, eine außerordentliche Liebe zum Leben hätten: doch gesteht man ihnen auch dieses zu, daß die meisten wenn sie gefährlich krank liegen, willig genug zum Sterben, und auch ganz wohl zufrieden sind, wenn man ihnen saget, daß ihr Ende nahe sey.

Folgendes scheint mir in diesem Abschnitte noch anmerkungswürdig zu seyn. Keinem Inländer, und noch weniger einem Fremden, wird verstattet, sich in der Stadt beerdigen zu lassen. Ich, fährt eben dieser Schriftsteller fort, fragte einen Chineser, ob nicht wenigstens die Vornehmsten ihre Begräbnisse in der Stadt hätten? Ist dies bey euch gebräuchlich? versetzte er höhnisch; und als ich mit ja antwortete, fuhr er fort zu fragen; was kann dieses den Verstorbenen für eine Ehre seyn? Wir begraben sie, fügte er hinzu, in den freien beblühten Feldern, und errichten



bey ihren Gräbern einen Stein, auf welchem ihre Handlungen verzeichnet sind, das mit alle Leute ihre Schicksale lesen mögen. Sollten wir sie in den Häusern begraben, so würden sie ihren Kindern beschwerlich werden, und ihre Verdienste gleichsam mit ihnen begraben seyn.



### Sechster Abschnitt.

#### Pracht der Chinesen bey ihren Reisen, Festen und öffentlichen Werken.

I. Pracht, worin sie ausser dem Hause, oder auf Reisen, und bey ihren öffentlichen Feyerlichkeiten oder Lustbarkeiten erscheinen.

de Gali  
de und  
de Com.  
76. **I**m Privatleben haben zwar die Besetze die Schwelgerey und die Pracht von den Chinesen verbannet; bey öffentlichen Gelegenheiten aber ist dieselbe nicht allein zugelassen, sondern auch nöthig, als wenn sie öffentlich erscheinen, oder

oder eine Reise thun; wenn sie Besuche annehmen oder abstaten; wenn sie nach Hofe gehen, und vor dem Kaiser gelassen werden.

Kaum ist es zu beschreiben, mit was für Pracht die Quan, oder bürgerlichen Beamten und Kriegsbedienten, welche die Europäer nach den Portugiesen Mandarinen nennen, erscheinen, wenn sie bey einer öffentlichen Gelegenheit ausgehen, oder einem öffentlichen Umgange mit beywohnen. Wenn ein Chi fu, welches eine bürgerliche obrigkeitliche Person, oder ein Mandarin von der fünften Ordnung ist, ausgeht: so ziehen zu beiden Seiten der Straße die Beamten und Bedienten seines Gerichtshauses neben ihm her. Einige tragen einen seidenen Sonnenschirm vor ihm her, andere schlagen von Zeit zu Zeit auf ein kupfernes Becken, und rufen dem Volke mit lauter Stimme zu, daß sie diesem Herrn, wenn er vorbehey geht, Ehrerbietung erzeigen sollen. Andere haben große Weitschen, und wiederum andere lange Stäbe oder eiserne Ketten. Das Getöse von allen diesen Dingen bringt das Volk



dahin, daß es zittert und bebet. Sobald man den Herrn erblickt, bezeugen alle diejenigen, welche auf der Strasse sind, ihre Ehrerbietung; nicht aber dadurch, daß sie ihn auf irgend eine Art begrüßen: denn dies würde zu vertraulich herauskommen, und Strafe verdienen: sondern dadurch, daß sie sich aus dem Wege machen, mit den Füßen dicht an einander, und mit herunterhängenden Armen aufgerichtet stehen bleiben, und in dieser Stellung so lange verharren, bis der Mandarin vorüber ist.

Geht der Tsong tu, oder ein Unterkönig aus; (jener hat zwey Provinzen unter sich, dieser aber nur eine) so hat er allemal ein Gefolge bey sich, wenigstens von hundert Mann, welche zuweilen eine ganze Strasse einnehmen. Voran gehen zwey Paukenschläger, welche kupferne Besäen rühren, und den Zug anmelden. Hierauf folgen acht Personen, welche Fahnen an lackirten Stangen tragen, worauf mit grossen Buchstaben die Würden und Ehrenbenennungen des Herrn gezeichnet stehen. Alsdann kommen vierzehn andere Fahnen, worauf die zu seiner Bedienung ges

gehörigen besondern Sinnbilde stehen, als ein Drache, ein Tiger, ein Fong whang: (eine Art von einem Paradiesvogel) eine fliegende Schildkröte, und andere geflügelte Thiere. Darauf folgen sechs Bedienten, welche einen Tisch in Gestalt einer grossen Spiegeltafel tragen, und in die Höhe halten, worauf die besondern Ehrenstellen des Mandarinen mit goldenen Buchstaben geschrieben sind. Hernach erscheinen zwey andere. Der erstere trägt einen grossen dreysachen Sonnenschirm von gelber Seide; der andere aber ein Behältniß, worin derselbe aufbehalten und verwahret wird. Alsdann folgen zwey Bogenschützen zu Pferde, welche die vornehmsten von der Wache anführen. Die Wache ist mit geraden Sensen bewaffnet, welche in vier Reihen mit seidenen Quästen geziert sind. Hinter ihnen ziehen zwey andere Glieder von gewaffneten Männern. Einige davon haben Streitkolben, welche mit langen Griffen versehen sind, und die Gestalt einer Hand oder eisernen Schlange haben. Andere führen grosse Hämmer und lange Beile, in Gestalt eines halben Mondes. Hiernach



auf sieht man einen zweyten Haufen von der herrschaftlichen Wache. Einige davon sind mit scharfen Streitärten bewaffnet: andere mit geraden Sensen, wie die vorigen. Alsdann folgen Soldaten, welche Hellebarden mit drey Spitzen, oder Pfeile, oder Alexte führen: ferner: zwey Träger, mit einer Art von einem schönen Koffer, worin die herrschaftlichen Siegel verwahrt sind; zwey andere mit Kesselpauken, welche die Ankunft des Mandarinen anmelden; zwey Bediente mit Federbüschen von Gänsefedern auf den Hüften, und mit Stöcken in den Händen, womit sie das Volk zurückhalten. Nach ihnen kommen zwey mit Streitkolben, die vergoldet sind, und die Gestalt eines Drachen haben. Hinter ihnen her gehen eine grosse Menge von Gerichtsbedienten. Einige haben Peitschen oder platte Stäbe, womit sie die Verbrecher auf die Fußsohlen schlagen. Andere tragen Ketten, Geißeln und Feldbinden, oder seidene Scherpen. Den Beschluß machen zwey Fahnenträger, und der Hauptmann, welcher über den ganzen Zug gesetzt ist.

Dies



Dieses ist der Zug, welcher vor dem Unterkönige vorhergeht. Er selbst erscheint in der Mitte des Zuges, auf einem vergoldeten Tragsessel, den acht Träger tragen, und welcher mit Bedienten und Nachtretern umgeben ist. Zunächst bey dem Unterkönige geht ein Kriegsbedienter, der einen grossen Fächer in Gestalt eines Schirmes trägt. Hinter ihm her gehen verschiedene Soldaten. Einige davon sind mit Streitkolben, die viele Seiten und Ecken haben, bewaffnet; andere aber haben Säbel mit langen Griffen. Nach ihnen kommen verschiedene Fähndruche mit Fahnen, nebst einer grossen Anzahl von Hausbedienten zu Pferde. Ein jeder davon trägt etwas zum Gebrauche des Mandarinen. So hat einer davon eine andere Mütze in einer Schachtel, wenn er etwa durch das Wetter genöthiget würde, die Mütze abzunehmen, welche er jezo trägt. u. s. w. Läßt er sich des Nachts austragen; so trägt man verschiedene schöne und grosse Laternen, worauf sein Name und seine Würde geschrieben ist, um einem jeden an die ihm gebührende Ehrerbietung



zu erinnern, wie auch, damit diejenigen, welche auf der Straffe gehen, stille stehen, und andere, welche sitzen, aufstehen mbs gen.

Die Quan von dem Kriegswesen, welche auf ihren Reisen gemeiniglich zu Pferde sitzen, ziehen mit nicht geringerer Pracht auf. Ihr Pferdezeug ist überaus kostbar. Das Gebiß und die Steigbügel sind entweder von Silber oder vergoldet; der Sattel ist sehr kostbar; die Zügel des Zaums sind von Atlasse, grob ausgehakt, und zwey Finger breit. Von dem obern Theile der Brust heranter hängen zwey grosse Quasten von feinem rothem Haare, wie dasjenige, womit ihre Mägen bedeckt sind, an eisernen Ringen, die entweder übergoldet oder übersilbert sind. Ihr Gefolge besteht aus einer grossen Anzahl von Neutern, die theils vorher, theils hinten nach ziehen, ohne ihre Bedienten zu rechnen, die entweder in Atlas, oder in gefärbtes baumwollenes indianisches Tuch gekleidet sind, wie es der Stand ihres Herrn erfordert.



Nicht allein Fürsten und Personen vom höchsten Range erscheinen öffentlich mit einem Gefolge, sondern auch Leute von geringerm Stande. Diese sitzen allemal, wenn sie auf der Strasse sind, zu Pferde, oder in einer verschlossenen Sänfte, und haben viele Bediente hinter sich hergehen. Das tatarische Frauenzimmer bedienet sich oft einer Kalesche mit zwey Rädern; Kutschen aber haben sie nicht.

In Europa pflegt man gemeiniglich auf der Reise nicht viel Umstände zu machen. Aber in China hat man ganz andere Gewohnheiten. Ein grosser Mandarin reiset daselbst allemal mit vielem Gepränge. Thut er eine Reise zu Wasser: (hier zeigen sie vornehmlich ihre Pracht, wie le Comte anmerkt) so ist seine Barke sehr prächtig ausgeschmückt. Hinter ihr her folgt eine grosse Anzahl von andern Barken, worauf sich seine Bedienten befinden. Reiset er zu Lande: so hat er vor und hinter sich Bediente und Soldaten mit Lanzen und Fahnen. Er selbst hat vor seine eigene Person eine Sänfte, einen Tragsessel, der von Maulseeln oder acht Männern getragen wird,



wird, und verschiedene Handpferde. Mit diesem Reisegeräthe wechselt er ab, wie es ihm gefällt, und nachdem sich das Wetter ändert.

Nirgend aber zeigt sich die Chinesische Pracht mit so vielem Glanze, als wenn der Kaiser einem Abgesandten Gehör ertheilet, oder wenn er auf seinem Throne sitzt und die vornehmsten Herren seines Hofes, nebst allen grossen Beamten von dem bürgerlichen und Kriegs-Staate in ihren Feuertkleidern vor sich zu seinen Füßen sieht, und sich von ihnen huldigen läßt. Es ist gewis ein majestätischer Anblick, wenn man eine erstaunende Menge Soldaten unter den Waffen, und eine unbeschreibliche Anzahl Mandarinen vor sich sieht, welche alle die Zeichen ihrer Würde an sich tragen, und insgesamt ihre Stellen nach ihrem Range in der genauesten Ordnung einnehmen. Hierzu kommen noch die Staatsräthe, die vorsitzenden Räte in den höchsten Berichten, die kleinen Könige, und die Prinzen von Gebläte. Alles dies zeigt sich in einer ausserordentlichen Pracht, und erregt einen ungemein hohen Begriff von dem



dem Fürsten, dem so tiefe Ehrerbietung ers zeigt wird.

Die Chinesen zeigen eine grosse Pracht bey ihren öffentlichen Freudenfesten und bey ihren Feyertagen, worunter zwey vorzüglich mit grossem Aufwande gefeyert werden. Einer davon heist: Der Anfang des neuen Jahres: der andere: Das Laternenfest. Unter dem Anfange des Jahres versteht man das Ende des zwölften Monats, und etwa die ersten zwanzig Tage von dem ersten Monate des folgenden Jahres. Dies ist die ordentliche Zeit, da sie feyern. Alsdann hören alle Geschäfte auf; sie machen einander Geschenke; die Posten gehen nicht mehr; und die Gerichts Stüben sind durch das Reich hindurch zugeschlossen. Dieses nennet man die Verschliessung der Siegel, weil zu dieser Zeit der kleine Koffer, worin die Siegel einer jeden Gerichtsstube aufbehalten werden, mit vielen Ceremonien zugeschlossen wird. Diese Feyer dauert einen ganzen Monat lang, und ist diejenige Zeit, worin man grosse Freudenbezeugungen anstellet. Dieses gilt vorzüglich von den letzten Tagen des



des alten Jahres, welche mit größtem Gepränge gefeyert werden. Die untern Mandarinen statten ihre Glückwünsche bey den obern ab; die Kinder bey ihren Eltern; die Knechte bey ihren Herren u. s. w. Dies nennt man: Abschied von dem Jahre nehmen. Abends kommen alle in dem Hause zusammen, und schmausen mit einander.

An einigen Orten leiden sie keinen Fremden unter sich, und wenn es auch einer von ihren nächsten Anverwandten ist. Denn sie befürchten, er mögte in dem Augenblicke, wenn das neue Jahr eintritt, das gute Glück, welches über das Haus kommen soll, auffangen, und es mit sich wegtragen. An diesem Tage hält sich daher ein jeder in seinem Hause, und machet sich nur mit denen lustig, welche dazu gehören. Den folgenden und die übrigen Tage dieser Zeit aber, lassen sie Merkmale einer außerordentlichen Freude von sich blicken. Alle Kramläden werden alsdann zugeschlossen, und jedermann beschäftigt sich nur mit Scherzen, Schmausen und Spielen. Ein jeder zieht seine besten Kleider an, und

bes



besuchet seine Freunde, Aunverwandten und alle diejenigen, mit denen er zu thun hat. Sie gehen in die Lustspiele, schmausen mit einander, und wünschen einander alles Glück und Wohlergehen.

Das Laternenfest fällt auf den funfzehnten Tag des ersten Monats. An diesem Tage ist ganz China erleuchtet, und scheint ganz in Feuer zu stehen, wenn man es von einer Anhöhe betrachtet. Es fängt sich den dreyzehnten Tag des Monats, Abends, an, und währet bis den sechzehnten oder siebenzehnten. Jedermann, sowohl Reiche als Arme, sie mögen sich an der Seeküste oder an Flüssen aufhalten, und in Städten oder auf dem Lande wohnen, zünden gemalte Laternen von allerhand Gestalt an, und hängen sie in ihren Höfen, in ihren Sälen und an ihren Fenstern auf. Sie zünden Freudenfeuer und Schwärmer an, lassen Raketen und Feuerwerke los, welche in der Luft, in Gestalt der Bäume, Thürme, Drachen, Tiger, u. s. w. spielen.

Die Reichen wenden manchmal zweyhundert französische Pfund auf Laternen: die



vornehmen Mandarinen aber, die Unterkönige und der Kaiser, wohl drey bis vier tausend solche Pfunde. Bey dieser Gelegenheit werden die Thüren alle Abende offen gelassen, und das Volk hat sogar die Erlaubniß, in die Gerichtshäuser der Mandarinen hinein zu gehen, welche dieselben auf eine prächtige Art ansprechen.

Die Laternen sind sehr groß. Le Comte sagt sogar: diese Laternen wären Säle oder Zimmer, worin man Besuche abstaten, oder Lustspiele aufführen könnte. Einige davon haben sechs Scheiben, bestehen aus lackirtem Holze, und sind vergoldet. Die Scheiben bestehen aus feiner durchsichtiger Seide, worauf Blumen, Bäume, Thiere und menschliche Gestalten gebildet sind. Diese sind künstlich gestellet, und bekommen gleichsam ein rechtes Leben von der grossen Anzahl von Lampen und Lichtern, womit sie erleuchtet werden. Andere sind rund; bestehen aus blauem durchsichtigen Horne, und sind schön anzusehen. Die Spitzen dieser Maschinen sind mit mancherley Schnitzwerke geziert. An den Ecken hängen



gen Fähnchen von Atlasse oder Seide, von verschiedenen Farben, herab.

Werschiedene davon stellen Gestalten vor, welche ausdrücklich dazu verfertigt sind, daß sie die Leute vergnügen und belustigen sollen. Man sieht hier springende Pferde, segelnde Schiffe, fortziehende Kriegsheere, Könige mit ihrem Gefolge, tanzende Personen und dergleichen. Diese Bilder werden durch einen Drath in Bewegung gebracht. Einige stellen in Schattenspielen Fürsten und Fürstinnen, Soldaten, Poffenreißer, und andere Personen vor. Ihre Stellungen und Geberden kommen so genau mit den Worten desjenigen überein, der sie lenkt und zieht, daß man glauben sollte, sie wären es selbst, welche redeten. Andere tragen einen Drachen, der sechzig bis achtzig Schuh lang, und vom Kopfe bis auf den Schwanz erleuchtet ist. Diesen lassen sie Wendungen und Drehungen machen, wie eine Schlange.

Ein anderer Schriftsteller beschreibt das Laternenfest auf folgende Art. Es nahm am 29sten October des Abends seinen Anfang, und sollte drey auf einander



folgende Nächte zu Ehren des Feuergottes  
 Falang gefeiert werden, welches folgender-  
 massen geschah. Man hing viele hundert  
 Laternen von Häuten dergestalt auf, daß  
 sie zusammen eine Art eines Gewölbes über  
 die Strasse ausmachten; ausserdem waren  
 viele Kronleuchter in Gestalt der Bäume  
 angebracht. Aussen vor den Häusern hats-  
 ten sie grosse papierne Menschen und Pfers-  
 de gestellt, gemeiniglich alle Zimmer in ganz-  
 zem Hause geöfnet, und dasselbe durch und  
 durch erleuchtet. Die Musikanten besanz-  
 den sich in dem Zimmer, welches zunächst  
 an der Strasse war, und spielten auf Ins-  
 trumenten, die unser Schriftsteller vorher  
 nie gehört hatte. Es begegneten mir,  
 fährt er fort, drey Opferpriester, welche  
 in dem Hause mit Räuchwerk und Opfern  
 herumgingen. Sie waren in lange, weis-  
 te, rothe Röcke gekleidet und trugen hohe  
 Hüten. Die Chineser sagten, daß sie auf  
 diese Weise jährlich um Abwendung der  
 Feuersbrünste bäten.

Einen neuen Glanz erhält das Fest durch  
 die Feuerwerke, welche in allen Theilen  
 der Stadt angezündet werden, und worin  
 die



die Chineser, wie man glaubt, einen besondern Vorzug haben. Magellanus erzählte, daß er sich vorzüglich über eins außerordentlich verwundert hätte, welches er in der Provinz Se chwen gesehen hätte. Es stellte dasselbe eine Weinlaube vor. Das ganze Gefäß brannte, aber ohne verzehrt zu werden. Hingegen der Weinstock, die Aeste, Blätter und Beeren desselben, wurden nach und nach verzehret. Das artigste hierbei war, die Trauben schienen roth, die Blätter grün, und die Farbe des Stocks war so künstlich nachgemacht, daß jederman dadurch hätte betrogen werden können. Unsere Leser werden aber besser davon aus der Beschreibung eines Feuerwerks urtheilen können, welches der Kaiser Kang hi zum Vergnügen seines Hofes spielen ließ, und wobei die Missionarien mit unter seinem Befolge zugegen waren.

Das Feuerwerk fing sich damit an, daß man ein halbes Duzend <sup>Magellan, le Comte und du Halde,</sup> Eyzylinder, welche in der Erde steckten, anzündete. Diese spien grosse Flammen in die Luft, welche etwa zwölff Schuh in die Höhe stiegen, und hernach in einem



goldenen Feuerregen wieder herunter fielen. Darauf folgte eine Art von einem Feuerwagen, der durch zwey Pfosten oder Pfeiler unterstüzt wurde. Aus diesem Wagen kam ein starker Feuerregen, nebst verschiedenen Laternen, viele Sprüche, die in der Farbe des brennenden Schwefels, in grossen Buchstaben vorgestellt waren, und ein halbes Duzend grosse Leuchter mit Armen, wie Pfeiler, welche in einem Augenblicke aus Nacht Tag machten. Endlich zündete der Kaiser die Maschine selbst an, worauf sie gleich ganz in Flammen stand. Sie war achtzig Schuh lang, und vierzig oder funfzig breit. Als die Flamme verschiedene Stangen und papierne Bilder ergriffen hatte, die sich zu beiden Seiten befanden: so flog eine erstaunliche Menge Raketen in die Luft, und über den ganzen Platz wurde eine grosse Menge Laternen und Wandleuchter angezündet. Dieses Schauspiel dauerte eine halbe Stunde lang. Von Zeit zu Zeit erschienen an einigen Orten blauliche oder veilgenblaue Flammen, wie Weintrauben, die sich an die Weinlaube hängten. Dieses stellte, nebst den Lichtern,

tern, welche als Sterne anzusehen waren, ein sehr angenehmes Schauspiel vor.

Bei diesem Feste beobachtet man eine merkwürdige Gewohnheit. In den meisten Häusern schreibt der Hauswirth mit grossen Buchstaben, auf ein Blatt rothes Papier, oder auf einen lackirten Tisch, folgende Worte: Tzen ti, san hoan: sche fun, Wan lin, Chin tsan. Der Verstand dieser Worte ist: dem wahrhaften Beherrscher des Himmels, der Erde, der ganzen Welt, und der unzählbaren Menge Geister. Dieses Papier wird entweder zusammengeslegt oder auf den Tisch angeklebet. Bei Hofe thut man es auf eine Tafel, worauf Brod, Getreide, Fleisch und andere dergleichen Dinge gesetzt werden. Alsdann fällt man zur Erde nieder, und opfert Räucherkerzen.

Der gemeinen Meinung nach, soll <sup>Russ-</sup> dieses Fest nach Errichtung des Chi-<sup>tan und</sup> nesischen Kaiserthums entstanden seyn.<sup>12.</sup>

Ein gewisser Mandarin soll dazu Gelegen-  
heit gegeben haben. Dieser hatte, wie  
man erzehlet, seine einzige Tochter an dem  
Ufer eines Flusses verlohren. Er ging



daher, und suchte sie. Das Volk, welches ihn wegen seiner Tugenden liebte, folgte ihm mit Fackeln und Laternen nach. Es weinte und heulete nach dem Beyspiele des Mandarinen; aber es half alles nichts.

Weil diese Geschichte einer andern sehr gleich ist, die sich auf das Fest bezieht, welches die Chineser Long chwen, das ist, Drachenbarke, die Portugiesen in Makau aber Lumba Lumba nennen, und welches am fünften Tage des fünften Monats mit Lustbarkeiten auf dem Wasser gefeyert wird: so geben die Gelehrten einen andern Ursprung für das Laternenfest an. Sie erzehlen, der Kaiser Kye hätte sich über die Kürze des Lebens beklaget, da man den Genuß des Vergnügens und der Lustbarkeiten in Tag und Nacht eintheilen müßte. Hernach hätte er, auf Anrathen seiner wollüstigen Gemahlin, einen Pallast ohne Fenster gebauet. In diesem hätte er eine grosse Anzahl Personen von beyderley Geschlechte versammelt, welche alle nackend gegangen wären. Und um die Dunkelheit daraus gänzlich zu vertreiben, hätte man ihn



ihn beständig mit Kerzen und Laternen erleuchtet. Daher soll nun dieses Fest seinen Ursprung genommen haben.

Den funfzehnten Tag des achten Monats begeht man mit Schmausen<sup>ten</sup> und Lustbarkeiten. Vom Untergange der Sonne und Aufgange des Mondes an bis gegen Mitternacht ist jederman mit seinen Freunden und Anverwandten auf der Straße, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Spaziergängen, und in den Gärten. Da schmausen sie und wachen, um den Hasen zu sehen, der sich in dieser Nacht in dem Monde zeigt. Die vorhergehenden Tage schicken sie einander Geschenke von kleinen Brödtchen oder Zuckerkuchen, die sie Pün-ping oder Mondkuchen nennen. Die größten davon, welche zehn Zoll im Durchschnitte haben, und den vollen Mond vorstellen, haben in der Mitte einen Hasen aus einem Teige von welschen Nüssen, Mandelkernen, Fichtenäpfelkernen, und andern dergleichen Dingen. Diese essen sie bey Mondenscheine und haben Musik dabey.

Eben dieser Schriftsteller merkt anderwärts an, daß die ersten neun Tage des Monats,



nats, und vorzüglich der neunte, grosse Feiertage sind. Er sezet hinzu, daß die Chinesen zur Zeit dieser Feiertage ihre Kinder verheirathen, und daß sie bey der Wahlzeit allemal auch eine Schüssel haben, worinnen die Abtheilung des kaiserlichen Pallastes vorgestellt wird, welche mit neun Thürmen umgeben ist, wovon sich ein jeder auf einen von den neun Tagen bezieht. Denn sie glauben, die Zahl neun sey vorzuziehlicher, als alle andere Zahlen, und habe die Kraft, Ehre, Reichthum und lauges Leben zu verleihen. Aus diesem Grunde gehen am neunten Tage, sowohl Reiche als Arme, wenn sie in Städten wohnen, auf die erhöhten Spazierplätze und auf die Thürme: auf dem Lande aber, auf die Hügel oder andere hohe Plätze. Das selbst schmausen sie mit ihren Anverwandten und Freunden. Die neun Thürme in dem Pallaste sind in eben der Absicht gebauet worden.

2. Pracht bey ihren öffentlichen Werken, und zwar was die Städte angeht.

Die Pracht der Chinesen leuchtet am deutlichsten aus ihren öffentlichen

da hab  
te.

Ges



Gebäuden hervor. Dahin gehören ihre Verschanzungen zu Vertheidigung ihrer Städte, ihre Festungen, ihre Schlösser, ihre Säle der Vorfahren, ihre Thürme zum Zierrathe, ihre Triumphbögen, ihre Brücken, ihre Landstrassen, ihre Kanäle und dergleichen.

Bei ihren Städten sind vorzüglich ihre Mauern und Thore, die Tempel, die Thürme, die Triumphbögen, und andere öffentliche Gebäude zu bemerken. Die erstaunliche Anzahl von Gärten, die grosse Menge von Leuten, und ihr Eyser bei ihren Beschäftigungen unter einander tragen auch nicht wenig dazu bei, das Auge mit Erstaunen hinzureissen.

Die Mauern der meisten Städte in China stellen ein längliches Viereck vor, welches rechte Winkel hat, und damit so genau als möglich ist, nach den vier Hauptgegenden der Welt zuseht. Sie sind ordentlich so hoch, daß die Gebäude dadurch völlig verdeckt werden, und so breit, daß man darauf herum reiten kann. Sie sind entweder von Ziegeln, oder von gehauenen viereckigen Steinen aufgeführt, und mit



einem breiten Graben umgeben. Hinter demselben haben sie einen Wall von Erde. Sie sind auch in gewissen Entfernungen durch viereckige Thürme befestiget.

*gehraubt*  
*Beob.* Ein anderer Reisebeschreiber sagt, daß der Untertheil der grossen Mauer, die er bey seiner Ankunft in China erblickte, etwa einen Fuß hoch von grossen gehauenen Quaderstücken, (woraus sie dem Ansehen nach sonst ganz mogte gebauet gewesen seyn) wäre, und darüber aus Ziegeln und Kalk bestünde. Die Mauer wäre völlig sechs Faden hoch, und vier dick, so daß sechs Mann zu Pferde bequem neben einander darauf reiten könnten.

*Sangs.* Noch ein anderer merkt an, daß die chinesische Mauer aus Ziegeln gebauet, zwölf Faden breit, und nach seinem Urtheile, drey hoch wäre.

*Geogr.*  
*100.* Ein dritter sagt: die grosse Mauer besteht aus zwey Fronten, jede nicht über einen und einen halben Fuß dick. Der Raum zwischen beyden ist mit Erde ausgefüllt, die bis zur Brustwehre erhöht ist. Die Mauer hat sowohl als die viereckigen Thürme, verschiedene Zinnen, und

ist sechs bis sieben Fuß über dem Grund aus grossen Quaderstücken aufgeführt, das übrige aus Steinen. Der Mürtel scheint sehr gut zu seyn. Meist ist sie nicht über achtzehn, zwanzig, oder fünf und zwanzig geometrische Fuß hoch, aber die Thürme sind selten unter vierzig, und ihre Grundfläche mag zwölf oder funfzehn Fuß ins Gevierte haben, aber dieselbe nimmt unvermerkt bis ganz an den Sipsel ab. Sie haben Stufen von Ziegeln oder andern Steinen bis an die Erhöhung zwischen den Brustwehren gemacht, leichter hinauf und herunter zu kommen.

Ein jedes Thor hat zwey Thüren. <sup>da hat</sup> Dazwischen ist ein Waffenplatz, wor<sup>de</sup> auf sich die Soldaten üben können. Wenn man zu der erstern Thüre hineinkömmt; so kann man die andere nicht sehen, weil sie nicht gerade gegen über steht. Sie sind nicht wie andere öffentliche Gebäude mit erhabener Bildhauerarbeit ausgezieret. Die ungeheure Höhe der beyden Thürme, welche darüber gebauet sind, und zu Zeug- und Wachhäusern dienen, fällt ungemein in die Augen. Hierzu kommen noch Schwibbsgen,



gen, die an manchen Orten von Marmor sind, und die Dicke und Stärke des ganzen Gebäudes.

*de Goro* Ein anderer Reisebeschreiber merkt <sup>14</sup> bey seiner Ankunft zu Peking an, daß das Thor mit eisernen Platten bedekt, und dieselben mit verschiedenen Reihen grosser Nägel angeheftet waren.

*du Hal* Die Schlösser und Festungen sind <sup>15</sup> ebenfalls Beweise von der Pracht der Chineser. Hiervon soll einige Nachricht gegeben werden, wenn von der Stärke und Kriegsmacht des Kaiserthums geredet werden wird. Die grosse Menge, die man von solchen Werken antrifft, vermehret den hohen Begriff von den Gebäuden der Chineser noch um ein grosses. Denn man findet tausend fünfhundert ein und achtzig mit Mauern umgebene Städte, und über zweitausend achthundert ein und zwanzig Festungen und besetzte Plätze von sieben verschiedenen Ordnungen, ohne noch drehtausend Thürme, Schlösser und Schanzen zu rechnen, die man längst an der grossen Mauer hin findet, welche selbst wegen ihrer Grösse, alle übrigen Gebäude



in der Welt übertrifft. Bey Erbauung derselben wurde allemal der dritte Mann aus jeder Provinz ausgehoben, der zur Arbeit tüchtig war. Um den Grund dazu in der See zu legen, wurden viele mit Eisen und grossen Steinen beladene Schiffe versenkt. Hierauf wurde die Mauer mit erstaunenswürdiger Kunst aufgeführt. Die Arbeiter durften bey Strafe des Todes, nicht die geringste Oefnung oder Ritze zwischen den Steinen lassen. Daher ist das Werk noch immer so unversehrt, als wenn es nur kürzlich erbauet wäre.

Auf den Plätzen einer jeden Stadt, welche am meisten besucht werden, stehen ein oder mehrere Thürme, mit Ramen Pauta, welche wegen ihrer Höhe und der daran bewiesenen Kunst, sehr schön in die Augen fallen. Manche davon bestehen aus neun, teiner aber aus weniger, als sieben Stockwerken, welche immer kleiner werden, je höher man kommt, und auf allen Seiten Fenster haben. Das berühmteste Gebäude von dieser Art findet man in der Stadt Nan king. Es wird gemeiniglich der gross-



se oder porcellanene Thurm genannt. Hier ist eine Beschreibung davon.

Er hat neun Absätze und hundert und vier und achtzig Stufen bis zu der Spitze. Ein jeder Absatz ist mit einer Gallerie voller Bilder und Gemälde, und mit sehr schönen Fenstern versehen. Auswendig ist das ganze Gebäude glasiert, und mit grün, roth und gelb gemahlt. Die Materialien dieses Gebäudes sind so künstlich zusammengesetzt, daß das Werk ganz aus einem Stücke zu bestehen scheint. In den Ecken der Gallerie rund herum hängen kleine Glocken, welche ein angenehmes Getöse machen, wenn der Wind sie beweget. Auf der Spitze dieses Thurms ist ein Fichtenapfel, der, wie man sagt, von gediegenem Golde seyn soll. Von der obersten Gallerie kann man die ganze Stadt und die umliegende Gegend, bis an die andere Seite von Khang, übersehen. Diesen bewundernswürdigen Thurm haben die Chineser auf Befehl der Tataren und zu Ehren derselben erbauen müssen.

Eine andere und bessere Beschreibung ist diese: Er hat eine achteckigte



Gestalt, und etwa vierzig Schuh im Durchschnitte; so daß jede Seite funfzehn Schuh lang ist. Von aussen ist er mit einer Mauer von eben dieser Gestalt umgeben, welche dreitehalb Ruthen oder Faden von dem Gebäude absteht. Sie ist mittelmässig hoch, und mit lackirten Ziegeln gedeckt, welche aus dem Thurme selbst hervorzugehen scheinen, und unten einen sehr schönen Spaziergang bilden. Der Thurm hat neun Stockwerke, wovon jedes, drey Schuh über den Fenstern, mit einem Karniese geziert ist, und ein Dach hat, wie das Dach des Spazierganges, ausser daß es nicht so weit hervortraget, indem es durch keine andere Mauer unterstützt wird. Die Mauer an dem untersten Stockwerke ist wenigstens zwölf Schuh dick, und neuntehalb Schuh hoch, und mit Porcelläne überzogen.

Die Treppe, welche inwendig hinaufgeht, ist schmal und unbequem: denn die Stufen sind sehr hoch. Ein jedes Stockwerk wird von dem andern durch dicke Balken abgesondert, die kreuzweis liegen, den Boden tragen, und ein Zimmer bilden, dessen Decke mit mancherley Gemälden



den gezieret ist. Die Bände aller der obern Stockwerke haben überall Hölungen, worin Bilder in erhabener Arbeit stehen, welches eine sehr artige Art von ausgelegter Arbeit vorstelllet. Es ist alles vergolddet, und scheint aus Marmor oder polirten Steinen zu bestehen. Die Stockwerke sind alle von gleicher Höhe, ausgenommen das erste, welches höher ist, als die übrigen. Der Verfasser rechnet hundert und neunzig Stufen, wovon jede fast zehn Zoll dicke ist. Diests muß also nach genauer Ausrechnung hundert und acht und fünfzig Schuh und vier Zoll ausmachen. Thut man nun hierzu die Höhe des Altars, das neunte Stockwerk, welches keine Stufen hat; und das Dach: so wird der Thurm von der Erde an gegen zweyhundert Schuh hoch seyn.

Die Spitze des ganzen Gebäudes machet eine von den größten Schönheiten aus; denn sie besteht aus einem dicken Baume, der von dem Boden des achten Stockwerks, worauf er ruhet, mehr als dreissig Schuh über das Dach hinausraget. Dieses scheint mit einem starken eisernen Gewinde von unten her zu seyn, welches oben eben



eben der Höhe umgeben zu seyn, welches sich wie eine Schlangelinie oder Schraube, in der Weite von einigen Schuhen, herumwindet, und also eine Art von einem hohlen durchbohrten Nagel vorstellet, der in die Höhe steigt, und oben einen goldenen Knopf von außerordentlicher Größe hat. Dieses Gebäude, welches die Chineser den Porcellanthurm nennen, ist gewiß das festeste, prächtigste und am schönsten angelegte Gebäude in dem ganzen Morgenlande.

Der Tempel, wozu der jetzt beschriebene Thurm gehört wird Pau ghen tse, oder Tempel der Dankbarkeit genannt. Er steht außerhalb der Stadt auf einer Erhöhung von Ziegelsteinen, welche einen grossen Altan bildet, der mit einem Geländer von ungeglättetem Marmor umgeben ist, und eine Treppe von zehn bis zwölf Stufen hat. Der Saal, welcher anstatt des Tempels dienet, ist hundert Schuh hoch, und ruhet auf einem kleinen marmornen Fusse, der nicht mehr als einen Schuh hoch ist, aber um die ganze Mauer herum zwey Schuh über das übrige hervor raget. Der Saal



hat kein anderes Licht, als was durch die Thüren hineinfällt. Die Vorderseite ist mit einem Spaziergange und verschiedenen Pfeislern ausgeziert. Die Dächer, deren oftmals zwey sind, wovon das eine auf der Mauer ruhet, und von dem erstern bedeckt wird, sind von grün lackirten und glänzenden Ziegeln verfertiget. Das Getäfel und die Schreinerarbeit inwendig ist gemalt und mit einer unzähligen Menge von Stücken ausgezieret, die auf verschiedene Art in einander gefügt sind, welches vor die Chineser kein geringer Zierrath ist. Dieser seltsame Wald von Balken, Querbalken, Sparren und andern Verbindungen, die man an allen Seiten wahrnimt, macht es glaublich, daß zu Gebäuden von dieser Art viel Arbeit und Unkosten gehören. An der Morgenseite dieses Gebäuds sind drey sehr grosse Thüren, durch welche man in den berühmten Thurm geht, wovon bereits geredet worden ist.

von *Sch.* Von denen Tempeln, welche die  
 de. Europäer Pagoden nennen, und welche erdichteten Gottheiten zu Ehren erbauet sind, findet man eine bewundernswürdige



dige Menge in China. Die berühmtesten davon stehen auf unfruchtbaren Bergen. Allein die Kanäle, welche mit grossen Kosten gehauen sind, um das Wasser von der Höhe in Wasserbehälter zu leiten; die Gärten; die Lustwälder, und die Grotten, welche in die Felsen gehauen sind, damit man sich gegen die übermässige Hitze schützen könne; alles dieses macht diese Eindrücke recht reizend.

Das ganze Gebäude besteht theils aus Spaziergängen, die mit grossen viereckigen und geglätteten Steinen gepflastert sind, theils aus Sälen und Thürmen, welche sich an den Ecken der Höfe finden, und vermittelst langer Gänge mit Geländern zusammenhängen, die mit feinem Eisen, und zuweilen mit kupfernen Bildsäulen gezieret sind. Die Dächer an diesen Gebäuden glänzen von schönen grün und gelb lackirten Ziegeln, und sind an den Ecken mit hervorstehenden Drachen von eben der Farbe gezieret.

Diese Tempel haben eine grosse und hohe Einfassung, die ganz allein steht, und sich in eine grosse Kuppel endiget, auf wel-



che man vermittelst einer schönen Windeltreppe steigt, welche sich rund herum windet. Ein viereckiger Tempel nimmt ordentlich die Mitte der Kuppel ein. Er ist oftmals mit mosaischer Arbeit gezieret, und die Wäuden sind mit erhabenen steinernen Bildern von Thieren und ungeheuern ausgeschmücket.

Dieses ist die Gestalt der meisten Tempel. Magellanus sagt, man zälte über vierhundert und achtzig solche Tempel, welche wegen ihrer Reichthümer, wegen ihrer Pracht, und wegen der Wunderwerke, die ihre Götzen daselbst verrichtet haben sollen, sehr berühmt sind, und stark besucht werden. Dieses sind auch die Wohnungen der Bonzen.

in Com  
in und  
de Pal  
de. Triumphbögen, die man Passang und Passen nennet, findet man in jeder Stadt in grosser Anzahl. Viele davon sind ungeschickt gebauet. Einige sind bloß von Holze, ausgenommen der Fußboden, welcher von Marmor ist. Die Triumphbögen zu Ning po haben, nach der Beschreibung des le Comte, ordentlich drey Thore, ein grosses in der Mitte und zwey  
fleis



kleinere zu beiden Seiten. Die Pfosten sind viereckige Pfeiler oder Werkstücke, und bestehen aus einem einzigen Steine. Das Getäfel besteht aus drey oder vier Feldern, worauf aber gemeinlich weder erhobene Arbeit noch Bildnerwerk zu sehen ist; ausgenommen auf dem letzten, oder dem letzten ohne eins, das anstatt des Frieses ist, und eine eingegrabene Aufschrift hat. Anstatt eines Karnieses unterstützen die Pfosten ein Dach, welches einen Giebel über dem Thore bildet, und nur durch den Pinsel vorgestellt werden kann. Unsere gothische Bauart hat ebenfalls nichts so seltsames und wunderliches in sich. Ein jedes Thor besteht aus einerley Theilen; und diese sind nur in der Größe von einander unterschieden. Ob sie schon von Stein sind, so werden sie doch, als ob sie von Holze gemacht wären, in Fugen in einander gesteckt.

Diese Triumphbögen sind selten über zwanzig oder fünf und zwanzig Schuh hoch. Sie sind mit Bildern von Menschen, seltsamen Gestalten, Blumen und Vögeln, in durchbrochener Arbeit, ausgezieret. Sie



ragen in verschiedenen Stellungen über den Bogen hervor, und sind mit andern eben so mittelmässig ausgehauenen Zierrathen untermischt. Diese sind so sauber von den Bogen selbst abgesondert, daß sie blos durch Kranzbänder mit einander verbunden werden, und solchergestalt ohne Verwirrung in einander laufen. Die neuern Triumphbögen sind den alten weit nach zu setzen. Die Bildhauerarbeit ist daselbst sehr sparsam angebracht, und scheint sehr grob zu seyn. Das ganze Gebäude ist aus dem Groben gearbeitet, und hat nichts durchbrochenes, oder sonst etwas, wodurch es ein besseres Ansehen bekommen könnte.

Indessen ist die Ordnung, welche in beiden einerley ist, sowohl in der Einrichtung, als in dem Verhältnisse der Theile gegen einander, von der unsrigen gar sehr unterschieden. Sie haben weder Kapitälern noch Karniese; und dasjenige, welches einige Aehnlichkeit mit unsern Friesen hat, ist von einer solchen Höhe, daß es einem Europäer seltsam und ungereimt vorkommen muß. Dagegen ist es um so viel mehr nach dem Geschmacke der Chineser,



da sie dadurch mehr Raum vor ihre Ziertrasthen erhalten, welche sich auf den Seiten der Aufschrift finden, die darauf eingegraben ist. Diese Ziertrasthen bestehen nach der Beschreibung des le Comte, in schönen Bildern und erhabener Bildhauerearbeit, nebst Knoten, die von der Mauer abgelöstet, und in einander hineingeschlungen sind, wie auch künstlich ausgehauenen Blumen und Vögeln, die von dem Steine wegzufiegen scheinen. Dieses sind, nach seinen Gedanken, Meisterstücke. Kurz, diese Triumphbögen sind zwar schlecht genug; sie haben aber doch ihre Schönheiten. Verschiedene davon, die auf einer Strasse, sonderlich wenn dieselbe enge ist, in gewissen Entfernungen von einander stehen, zeigen etwas grosses und prächtiges, und sind schön anzusehen. Man rechnet über eilfhundert (Magellanus zählet ihrer eilfhundert und neun und funfzig) Denkmahle, die ihren Fürsten, und andern berühmten Männern oder Frauen, welche wegen ihrer Wissenschaft oder Tugend in Ansehen stehen, zu Ehren aufgerichtet worden sind. Diese bestehen vornemlich



in Triumphbögen, dergleichen man in allen Städten antrifft.

*Wages.* Unter die öffentlichen Gebäude *San.* kann man auch die Säle rechnen, die den Vorfahren zu Ehren erbauet werden; wie auch die Buchersäle, und die Palläste der Fürsten und Mandarinen. Von den erstern findet man siebenhundert und neun, die wegen ihrer Größe und Schönheit merkwürdig sind. Von den Buchersälen trifft man zweyhundert und zwey und siebenzig an, die mit grossen Unkosten erbauet, schön ausgeziert, und mit Büchern reichlich versehen sind. Man findet zwey und dreyszig Palläste der Unterkönige, die nach dem Muster des kaiserlichen Pallastes zu Peking gebauet sind; und dreyzehntausend sechshundert und sieben und vierzig Palläste der Quan. Hierzu kann man sechshundert und fünf und achtzig Grabmähler zählen, die wegen ihrer kostbaren Zierrathen, und der daran bewiesenen Baukunst berühmt sind.

*Wages.* Die allermeisten von diesen Gebäuden aber, sonderlich die Palläste der Quan, haben, ob sie schon auf Kosten des



Kaisers gebauet worden sind, nicht das geringste Ansehen einer Pracht, worin sie den Privatgebäuden vorzuziehen wären. Denn die Privatpersonen, die Mandarinen und Edelleute nicht ausgenommen, werden durch Gesetze in ihrem Aufwande eingeschränkt. Als le Comte sich zu Peking aufhielt, wurde einer von den vornehmsten Mandarinen, den er vor einem Prinzen hielt, bey dem Kaiser verklagt, daß er sich ein Haus gebauet hätte, welches höher und prächtiger, als die übrigen, wäre. Während der Beschäftigung mit der Untersuchung der Sache, ließ er das Haus niederreißen, weil er sich wegen des Ausgangs derselben fürchtete.

Die Häuser der mittlern Gattung <sup>da die</sup> von Leuten sind ganz schlecht und un- <sup>de und</sup> <sup>in Comte</sup> gefünfelt: denn sie suchen dabey <sup>in</sup> nichts, als Bequemlichkeit. Die Reichen schmücken ihre Häuser mit lackirten Arbeiten, Bildhauerarbeit und vergoldetem Schnitzwercke. Dieses macht sie sehr schön und anmuthig.

Gemeiniglich richtet man Pfeiler zuerst auf, und darauf setzet man das Dach.  
Ihre



Ihre Gebäude sind größtentheils von Holze, und deswegen legen sie den Grund selten tiefer, als zwey Schuh. Ihre Mauern führen sie von Ziegeln oder von Leime auf: doch sind sie an einigen Orten ganz von Holze. Diese Häuser bestehen ordentlich nur aus einem einzigen Stockwerke; ausgenommen die Häuser der Kaufleute, die oftmals noch ein Stockwerk darüber haben, welches sie Lew nennen, und wo sie ihre Waren hinlegen.

In den Städten sind die Häuser fast alle mit sehr dicken hohlen Dachziegeln gedeckt. Die erhabene Seite legen sie unterwärts. Hernach bedecken sie die Rigen, wo die Seiten an einander stoßen, mit andern solchen Ziegeln, die sie umgekehrt darüber legen. Die Sparren und Querbalken sind entweder rund, oder viereckig. Ueber die Sparren legen sie entweder sehr dünne Ziegelsteine, die wie grosse viereckige Dachziegel gestaltet sind; oder sie brauchen dazu einige Stücke von Brettern, oder Matten von Winsen, die mit Kalk beworfen sind. Wenn dieselben etwas trocken sind, legen sie die Ziegel darüber, und  
ver:



verbinden sie, wenn sie das Vermögen dazu haben, mit seinem Kaff.

Die Strassen mögen gelegen seyn, wie sie wollen, so müssen doch die Häuser allemal mit der Vorderseite gegen Mittag zu stehen. Die Chineser thun dies, um den strengen Nordwind zu vermeiden, den sie nicht wohl vertragen können. Aus diesem Grunde ist die Thür auch gemeiniglich so gebauet, daß sie eine schräge Stellung gegen eine von den Seiten des Hofes hat. In den meisten Häusern kömmt man, wenn man durch das Vorhaus gegangen ist, in einen Saal, der dreyszig bis fünf und dreyszig Schuh lang, und halb so breit ist. Hinter demselben sind drey bis fünf Zimmer neben einander, von Morgen gegen Abend. Das mittelste dienet anstatt des innern Saales. Das Dach wird von Pfeilern unterstützet, welche auf steinernen Füßen stehen; so, daß bey einem Saale von dreyszig Schuben, vier und zwanzig Pfeiler auf der vordern Seite, eben so viel auf der hintern, und einer an jedem Ende, zu finden seyn werden. Auf diesen Pfeilern, welche gemeiniglich zehn Schuh hoch sind,

rus



ruhen grosse Balken, die nach der Länge gelegt werden. Allemal zwischen zwey Pfeilern, an den Enden, liegen andere Stücken Holz, um das Zimmerwerk des Daches zu unterstützen. Ist dies alles fertig, so fängt man an, die Mauer aufzuführen.

Die Pracht der Häuser besteht ordentlich in der Dicke der Balken und Pfeiler, in der Vortreflichkeit des Holzes, und in dem feinen Schnitzwerke an den Thorflügeln. Sie haben keine Treppen, ausser den Stufen bey dem Eingange in das Haus, der etwas von der Erde erhaben ist. Längst an der Vorderseite hin aber ist ein bedeckter Gang, der sechs bis sieben Schuh breit, und mit feinen gehauenen Steinen gepflastert ist. Man findet verschiedene Häuser, wo die mittelsten Thüren gerade gegen einander über sind; so daß man, wenn man hineintritt, eine lange Reihe von Zimmern vor sich sieht.

Gemeine Leute führen ihre Mauern von ungebrannten Ziegeln auf, und lassen nur die Vorderseite mit gebrannten Ziegelsteinen ein. An einigen Orten braucht man hierzu eine Vermischung von Leimen, Sande,



de, und dergleichen; an andern aber nichts, als Zaun oder Gatterwerk, welches mit Leimen und Erde beworfen wird. Bey den Häusern vornehmer Personen aber sind die Mauern ganz aus Mauerziegeln aufgeführt, und sehr künstlich ausgehauen. Auf den Dörfern, sonderlich in einigen Provinzen, sind die Häuser nicht nur sehr niedrig, sondern auch bloß von Erde aufgebauet, und die Dächer haben entweder eine so stumpfe Spitze, oder sind rund, und gehen so geschwind zu, daß sie ganz platt zu seyn scheinen. Sie sind von Binsen oder Rohre aufgeführt, welches auf den Sparren oder Querbalken ruhet.

Die gemeinen Häuser, sagt ein <sup>nur</sup>anderer Schriftsteller, sind nur klein, und ohne Bequemlichkeit gebauet, und stehen mit den Quergiebeln nach der Straße zu. Sie sind nur ein Stockwerk hoch, haben nur eine Thüre aus und einzugehen, und nur ein Zimmer, darin zu speisen und zu schlafen. In der Straße sieht man nur ein viereckiges Loch zu einem Fenster, welches anstatt des Glases gemeiniglich mit geflochtenem Schilf vermacht ist, damit  
man



man nicht hinein sehen könne. Sie sind mit weissen Ziegeln gedelt, und von aussen weiß angestrichen.

Genesi  
Caceri. Noch ein anderer Reisebeschreiber sagt: so wie die Städte alle nach einem Muster gebauet sind, so sind die Häuser alle flach, niedrig und aus Ziegeln und Erde aufgeführt, wenige von Steine. Nach der Strasse zu haben sie keine Fenster; alle Zimmer sind um den Hof herum gebaut, und erhalten daher ihr Licht.

Genesi  
Caceri. Ein dritter merkt an, daß er bey dem Dorfe Nyon: hentsan Häuser unter der Erde angetroffen habe. Diese Höhlen, fährt er fort, sind sehr sauber und bequem, dreissig bis vierzig Schuhe lang, zwölf bis funfzehn breit, und wenigstens zwanzig hoch. Die Thüren und Fenster in den Zimmern sind gewölbt; die Wände und die Decken sind weiß angestrichen; und an dem hintersten Ende ist ein erhabener Platz zum Schlafen. Im Winter sind die Wohnungen warm, und im Sommer kühsle. Die Einwohner haben saubere Ofen, und brennen eine Art von Steinkohlen, welche stinken, aber gut Feuer halten.

In



In einigen Provinzen brennet man auch manchmal Schilf oder Stroh. Da sie bey ihren Döfen sehr kleine Schornsteine, und manchmal auch gar keine haben: so wird man, wenn Feuer an einem Orte, oder auch in der Küche gemacht wird, von dem Rauche beynahe ersticket, zumal wenn sie Schilf brennen; welches denen, die es nicht gewohnt sind, unerträglich fällt.

Die Häuser der Reichen und Edel<sup>te Com</sup>leute sind, in Vergleichung mit des<sup>te und</sup> <sup>du hat</sup> <sup>de.</sup> selben in Frankreich, schlecht und unansehnlich. Man kann sie nicht Palläste nennen, da sie nur ein einziges Stockwerk haben, und nur etwas höher sind, als gemeine Häuser. Oben auf dem Dache sind sie mit einigen Zierrathen ausgeschmückt. An den Gerichtshäusern bemerkt man keine größere Pracht. Die Höfe sind groß, die Thüren hoch, und zuweilen mit schönem Schnitzwerke ausgezieret. Die innern Zimmer aber, und Verhörsäle sind weder prächtig, noch gar zu sauber.

Doch muß man gestehen, daß die <sup>Wogel-</sup> <sup>lan und</sup> <sup>du hat</sup> <sup>de.</sup> Palläste der vornehmsten Mandarinen, und der Fürsten, wie auch sonst reis



her und mächtiger Personen, wegen ihres weiten Umfangs erstaunenswürdig sind. Der Mangel an Schönheit und Pracht, wird durch die grosse Anzahl der Höfe und Zimmer ersetzt. Sie bestehen aus vier bis fünf Höfen, und eben so vielen Reihen von Gebäuden, an dem Ende dieser Höfe. In den Seiten derselben stehen kleinere Gebäude für die Beamten und Bedienten. Eine jede Vorderseite hat drey Thore. Das mittellste ist das grösste, und jede Seite desselben ist mit marmornen Löwen ausgezieret. Nahe an dem Thore ist ein Platz, der mit einem schön roth oder schwarz lackirten Gitter eingefasset ist. In den Seiten stehen zwey kleine Thürme, worin Trommeln und andere musikalische Instrumente aufbehalten werden. Diese werden zu verschiedenen Stunden des Tages gerührt; vorzüglich wenn der Mandarin ein oder ausgeht, oder auf den Richterstuhl steigt.

Inwendig sieht man erstlich einen grossen offenen Platz, wo diejenigen warten müssen, welche eine Rechtsache oder eine Bitte vorzubringen haben. Auf beiden Seiten stehen kleine Gebäude, die den Beamten



anten zu Rechnungs- und Schreibestuben dienen. Alsdenn bekömmet man drey andere Thüren zu Gesichte, welche niemals geöfnet werden, ausser wenn der Mandarin auf den Richterstuhl steigt. Die mittlere Thüre ist sehr groß, und niemand, als nur Leute von Stande, dürfen da durchgehen. Ueber diesen Platz ist ein anderer grosser Hof, an dessen Ende ein grosser Saal befindlich ist, wo der Mandarin Bericht hält. Endlich folgen hinter einander zwey recht saubere Säle, worinnen Besuche angenommen werden, und welche mit Stühlen, und vielerley anderm Hausrathe versehen sind.

Alsdann kommt man in einen andern Hof, wo man einen viel schönern Saal findet, als die vorigen. Da hinein werden nur gute Freunde gelassen. Um diesen Saal herum stehen Kuffengebände vor die Bedienten. Ueber diesen Saal hinaus ist ein anderer Hof. Dasselbst sind die Zimmer vor die Frauen und Kinder. In diese Abtheilung geht eine Thüre, zu welcher keine Mannsperson hineingehen darf. Diese Abtheilung ist sehr sauber und bei-



quem, und mit Gärten, Bäschen, Teichen, und allerhand andern Dingen versehen, welche das Auge erzezen können. Manche vergnügen sich an künstlichen Felsen und Bergen, die durchgegraben und voller Wendungen sind, wie ein Iregarten, um darin frische Luft zu schöpfen. Einige haben Grotten und künstliche Berge in ihren Gärten, wie le Comte erzählet. Wenn Platz genug da ist, so legt man auch kleine Thiergärten an, um wilde Thiere darinn zu halten, wie auch Teiche vor Fische und Wasservögel.

le Comte Die Chinesen pflegen nicht so wie <sup>te und</sup> die Europäer ihre Häuser inwendig <sup>zu</sup> zu schmücken und auszurufen. Man findet daselbst weder Tapeten, noch Spiegel, noch Vergoldung. Die Mandarinen setzen sich auch nicht gern in grosse Unkosten, um ihre Palläste auszurufen, da dieselben dem Kaiser eigenthümlich zugehören, und sie dieselben zum öftern verlassen müssen. Ueberdies werden niemals Besuche in den innern Zimmern angenommen, sondern nur in dem grossen Saale vor dem Hause. Man darf sich also nicht darüber vers

verwundern, daß sie mit ihren Zierrathen sparsam sind. Denn es würden dieselben gewissermassen vergebens seyn, da sie von Fremden nicht gesehen werden.

Die vornehmsten Dinge, womit sie ihre Säle und Zimmer ausschmücken, sind große seidene und gemalte Laternen, die von der Decke herabhängen; Pulte oder Kästchen; Schirme und Stühle, die mit ihrem schönen rothen und schwarzen Lacke überzogen sind, welches so durchsichtig ist, daß die Adern des Holzes dadurch gesehen werden können; und worauf man allerhand Bilder von Golde, Silber, oder anderen Farben gemalt hat. Die Tafeln, die Credenzische und die Pulte sind auch mit schönen Porzellane ausgeputzt. Alles dieses fällt überaus anmuthig in das Auge. Ausserdem hängen sie an verschiedenen Orten Stücke von weißem Atlasse auf, worauf Blumen, Vögel, Berge und Landschaften gemalt sind. Auf andern stehn Sittensprüche mit grossen Buchstaben, allemal zwey und zwey. Einige streichen die Wände ihres Zimmers nur weiß an, oder überkleben sie mit Pa-

— 3 —



piere. Darinnen sind die Chinesen sehr geschickt.

Die Betten sind, vorzüglich bey den Edelleuten, sehr schön und artig. Das Bettgestelle ist gemalt, vergoldet und mit Schnitzwerke geziert. Die Vorhänge sind in den nördlichen Provinzen im Winter von doppeltem Atlasse; im Sommer aber entweder von weißem und gebläutem Tafste, oder von sehr feinem seidnen Flore. Dieser ist dünn genug, daß die Luft durchstreichen kann, und doch auch so dicht, daß keine Mücken durchkönnen, welche in den südlichen Gegenden sehr häufig und beschwerlich sind. Gemeine Leute bedienen sich in eben dieser Absicht eines sehr dünnen Luches, das von einer Art von Hansse verfertigt wird. Ihre Matrazen sind sehr dick und mit Lattune gefüllt.

In den mittlernächlichen Provinzen haben sie Plätze von hohlen Ziegelsteinen, die wie Betten gestaltet sind. Diese sind bald groß, bald klein, nachdem die Anzahl dererjenigen stark ist, die zu einem Hause gehören. Dabey ist ein kleiner Ofen mit Holzfohlen, dessen Hitze überall hin durch

Abhren.



Röhren vertheilet wird, die in eine Feuermauer gehen, welche den Rauch durch das Dach hindurch führt. In den Häusern der Leute vom Stande geht der Ofen durch die Wand hindurch; und das Feuer wird draussen vor der Stube angemacht. Auf die Art wird das Bett gewärmet, und zugleich auch das ganze Haus geheizet; so, daß sie der europäischen Federsbetten gar nicht benöthiget sind. Diejenige, welche sich fürchten, auf den heißen Ziegeln zu liegen, hängen darüber eine Art von einer groben Hangmatte, die aus Streifen oder Katan verfertigt ist.

Des Morgens nimt man alles von dieser Art hinweg, und leget davor Teppiche oder Matrasen an den Ort hin, wo jemand sitzt. Da sie keine Kamine haben, so kann vor sie nichts bequemer seyn, als dieses. Alle Personen im Hause arbeiten darauf, und fühlen nicht die geringste Kälte, haben auch nicht nöthig mit Pelze gefüllte Kleider zu tragen. Gemeine Leute kochen ihr Essen, wärmen ihren Wein, und sieden ihren Thee über dem Ofenloche. In den Wirthshäusern sind die Betten



von dieser Art so groß, daß viele Reisende auf einmal darauf Platz haben.

### 3. Pracht bey ihren Landstrassen, Kanälen, Schleusen und Brücken.

zu hab  
 Die Sorgfalt der Chinesischen Regierung erstrecket sich, wie bey den Römern, auch auf die Landstrassen, und zeigt sich darin, daß dieselbe sicher, sauber und bequem gehalten werden. Man braucht beständig Leute, um sie gleich und eben zu erhalten. Oftmals sind sie auch schön gepflastert, vorzüglich in den südlichen Provinzen, wo man weder Pferde noch Wagen hat. Gemeinlich sind sie sehr breit, und an manchen Orten ganz trocken, sobald es nicht mehr regnet. Die Chinesen haben Wege über die höchsten Gebirge gemacht, Felsen durchgegraben, die Spitzen der Berge eben gemacht, und die Thäler ausgefüllet. In einigen Provinzen stellen die Landstrassen ordentliche grosse Spaziergänge vor: denn sie sind zu beiden Seiten mit grossen Bäumen, zuweilen auch mit Mauern eingefasset, die acht Schuh hoch



hoch sind, um die Reisenden abzuhalten, daß sie nicht über die Felder gehen. Bey den Kreuz- und Quertwegen sind Oeffnungen, daß man in die Dörfer gehen kann. Auf den grossen Landstrassen findet man in bequemen Entfernungen sehr saubere Ruheplätze. Die meisten von den abgedankten Mandarinen suchen bey ihrer Zurückkunft in ihr Land sich durch solche Werke beliebt zu machen. Man findet daselbst auch Tempel, wo man, so lange es Tag ist, einkehren kann: selten aber wird jemand erlaubt, die ganze Nacht darinnen zu verbleiben, ausser den Mandarinen. Manche, die ihre Menschenliebe zeigen wollen, mietzen gewisse Männer, welche armen Reisenden im Sommer Thee austheilen müssen; im Winter aber eine Art von Wasser, worinnen Ingwer abgekocht ist. Die Wirthshäuser sind ebenfalls sehr gross und schön: an den kleinen Strassen aber sehr schlecht und übel angelegt.

An dem Ende einer jeden Poststation steht ein Haus, welches Kong Quan genennet wird, und dazu bestimmt ist, daß die Mandarinen und andere, welche auf kaiserliche



chen Befehl reifen, darinnen einkehren sollen. Gemeinlich aber find sie nicht so schön, als man vermuthen sollte. Zuweilen sind sie groß, zuweilen klein. Manche sind schön und bequem genug. Aus der Beschreibung des Kantoner Gasthofes, welches einer von der gemeinen Art ist, kann der Leser einen Schluß auf die übrigen machen. Er ist von einer mittelmässigen Größe, und besteht aus zwey Höfen und zwey Hauptgebäuden. Das eine steht an dem Ende des erstern Hofes, und ist ein Ling oder grosser offener Sal, in welchem Besuche angenommen werden. Das andere steht an dem Ende des andern Hofes und hat drey Abtheilungen. Die mittelste ist gleichsam ein grosser Sal, oder ein Vorzimmer zu den beyden Zimmern, welche zu beyden Seiten stehen, und wo von jedes hinten eine Kammer hat. Diese Einrichtung findet man in den meisten Häusern, welche vornehmen Personen zugehören. Der Sal und das Vorzimmer sind beyde mit zwey grossen Laternen von durchsichtiger gemalter Seide gezieret, die wie Wandleuchter aufgehänget sind. So  
find

sind auch die Thüren gegen die Gasse zu, und die Hofthüren alle mit zwey grossen Papierlaternen erleuchtet, die mit grossen Buchstaben ausgezieret sind.

Auf den grossen Landstrassen findet man in bequemen Entfernungen eine Art von Thürme, worauf Wachthäuserchen vor die Schildwachen stehen. Dasselbst werden auch Fahnen aufbehalten, womit ein Zeichen gegeben wird, wenn irgendwo ein Lermen entsteht. Diese Thürme sind von Loth oder gemischter Erde aufgeführt. Sie sind viereckig und haben eine schiefe Lage mit ihren Zinnen, die etwa zwölf Schuh hoch sind. In einigen Provinzen sind oben auf den Thürmen grosse Glocken von gegossenem Eisen: die meisten davon aber, welche nicht auf der Strasse nach Peking zusehen, haben weder Wachthäuserchen noch Zinnen. Nach den Befehlen sollte man auf allen Strassen, wo man Reisende antrifft, allemal in einer Entfernung von fünf Li, oder einer halben Meile, solche Thürme finden, die wechselsweise bald gross, bald klein, wären. In den Wachthäuserchen sollten beständig Soldaten auf der Schildwache stehen,



hen, um auf dasjenige, was vorgeht, Achtung zu geben, und alle Unordnung zu verhüten. Sie werden allemal ausgebesert, so oft sie in Verfall gerathen. Und wenn die Anzahl der Soldaten nicht zureicht, so sind die Einwohner genöthiget, Leute zu schaffen.

Auf den Strassen trifft man in grosser Menge Flecken voller Tempel an. Auf den Hauptstrassen, gegen ihren Tempeln über, erblicket man eine grosse Menge Denkmähler, mit Namen *Sche pey*, mit Aufschriften. Es sind dieses grosse Steine, ordentlich von Marmor, die auf einen Fuß in die Höhe gestellet sind, der ebenfalls von Marmor ist. In diesem Fusse ist eine Krinne gehauen, und dahinein wird der Stein, der am Ende dazu gehauen ist, gesetzt. Auf die Art wird beides ohne grosse Mühe mit einander verbunden. Manche von diesen Steinen sind acht Schuh hoch, zwey Schuh breit, und beynah einen dick. Ordentlich aber beträgt die Höhe nicht über vier bis fünf Schuh, und die übrigen Ausmessungen sind nach diesem Verhältnisse eingerichtet.

Die



Die grössten unter allen sind auf steinernen Schildkröten aufgerichtet. Einige wenige sind mit grossen Höfen umgeben. Andere stehen nur in einer kleinen Einfassung von Ziegeln, und sind mit einem saubern Dache gedeckt. Sie sind vollkommen viereckig, ausgenommen gegen die Spitze zu, welche etwas rundsörmig ist, und oben ein seltsames Bild hat, das oftmals aus einem einzigen Steine gehauen ist. Die Einwohner in den Städten richten sie zum Andenken ihrer Mandarinen auf, wenn sie mit ihrer Regierung zufrieden gewesen sind. Die Beamten setzen sie, um die ausserordentlichen Ehrenbezeugungen auf die Nachwelt zu bringen, welche ihnen der Kaiser erwiesen hat; und aus verschiedenen andern Gründen. Wenn sie wegen einer von dem Kaiser erhaltenen Gunst oder Ehrenbezeugung aufgerichtet werden, so hauset man zwei Drachen aus, die sich auf verschiedene Art in einander schlingen.

Magellanus merkt an, man habe <sup>gross</sup>gedruckte Strassenzeiger oder Fächer; <sup>100.</sup> und darin findet man alle Strassen und Wege, sowohl zu Wasser, als zu Lande, von



von Peking bis in die äussersten Theile des Kaiserthums, nebst den verschiedenen Poststationen, und den Entfernungen eines Ortes von dem andern, welche man zur Bequemlichkeit der Mandarinen und andern Reisenden, aufgezeichnet hat.

In diesem Buche werden alle grosse Landstrassen in dem Reiche in tausend einhundert und fünf und vierzig Tagreisen eingetheilet, zu deren jeder ein königliches Wirthshaus gehöret. Diese tausend einhundert fünf und vierzig Plätze heissen Ye oder Chin, das ist, Orter der Bewirthung und Aufwartung. Es sollen siebenhundert fünf und dreyßig in den Städten vom ersten und zweyten Range, in den Gränzplätzen, und in den Schlössern mitten in dem Reiche seyn; dreyhundert und fünf in den Plätzen, die man Ye nennet, und dreyhundert und drey in den Chin.

Es ist aber hier ein Widerspruch zwischen der Hauptzal und den besondern Zahlen.

in Com. Ausser den Landstrassen hat man in  
in und  
zu hat China auch überall gute Gelegenheit  
zu zu Wasser zu reisen, oder seine Sachen darauf fortzubringen. Denn die  
 Schiff:

schiffbaren Flüsse und Canäle sind sehr zahlreich. Die erstern sind mit Fußsteigen eingefast: die letztern aber mit Mauern von gehauenen Steinen. In niedrigen, morastigen und wasserreichen Orten sind zur Bequemlichkeit der Reisenden, und derjenigen, welche die Barken ziehen, lange Fußsteige und Dämme aufgeführt. In jeder Provinz ist gemeinlich ein großer Fluß, oder ein breiter Kanal, der anstatt einer Landstrasse dienet. Die Ufer sind oft mit einer Mauer eingefast, die zehn bis zwölf Schuh hoch ist, und aus feinen viereckigen Steinen besteht, die eine Art von grauem oder schiefersfarbigem Marmor zu seyn scheinen. An einigen Orten sind die Mauern bey den Kanälen zwanzig bis fünf und zwanzig Schuh hoch; und da hat man denn oftmals ein Schöpf oder Paternosterwerk nöthig, um das Wasser auf die Felder zu leiten.

Einige laufen über zehn Meilen in einer geraden Linie fort, wie der Kanal von Su Chew su noch Bu si hoen. Der Kanal auf der nordwestlichen Seite von Hang Chew su erstrecket sich sehr weit  
in



in einer geraden Linie, und ist überall über funfzehn Faden, breit. Die Seiten sind mit Steinen eingefast, und mit stark bewohnten Häusern umgeben, die dicht an einander stehen. Die grossen Kanäle haben in gewissen Entfernungen Brücken von drey, fünf bis sieben Bögen. Der mittlere Bogen ist zuweilen sechs und dreyssig, ja fünf und vierzig Schuh weit, und so erstaunend hoch, daß die Barken mit stehenden Masten durchlaufen können. Die Seitenbögen haben selten unter dreyssig Schuh, und nehmen in dem Verhältnisse ab, wie sich die Brücke gegen das Ufer neiget. Oben sind die Bögen ganz fein gebauet: die Pfeiler aber sind so schmal, daß die Bögen in einiger Entfernung in der Luft zu hängen scheinen.

Die Hauptkanäle ergiessen sich zu beyden Seiten in verschiedene kleinere. Diese theilen sich wiederum in eine grosse Anzahl Bäche, welche nach verschiedenen Städten und Flecken zu laufen. Oftmals bilden sie auch Teiche oder kleine Seen, wodurch die benachbarten Ebenen gewässert werden. Ausser diesen Kanälen, welche den Reisenden

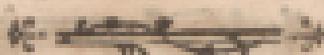
den

den und Handelsleuten ungemein bequem sind, haben die Chinesen auch andere mit bewundernswürdiger Kunst und Geschicklichkeit gegraben, worin sich das Regenwasser sammelt, um die Reisfelder zu wässern.

Es kann aber nichts von dieser Art mit dem grossen Kanale verglichen werden, welcher Yun loang ho, das ist, der Kanal zu Abführung der Kaufmannswaren, oft auch Yun ho, oder der königliche Kanal genannt wird, und von Witternacht gegen Mittag durch das Reich geht. Er entsteht aus der Vereinigung gewisser Flüsse mit einander. Wo aber diese fehlen oder nicht wohl schiffbar sind, und das Land eben ist, da wird der Kanal, wie in Pe che li, Schang tong und Kiang nan, auf hundert und sechzig Meilen weit fortgeführt, indem sich in diesem Raume nicht viel Hügel, Steingruben oder Felsen finden, wodurch die Arbeiter aufgehalten werden könnten.

Dieser berühmte Kanal ist auf ei- te Com-  
te und  
fontas  
118.  
ner Seite mit grossen platten Steinen  
eingesakft, die fünf bis sechs Fuß lang,

zwey breit, und zwey bis drey Zoll dick  
sind. Sein Wasser ist rein und hell, und



seine Breite ordentlich zwanzig oder dreyszig geometrische Schritte, manchmal auch vierzig und noch mehr. Er läuft an verschiedenen Orten eine Seemeile, auch hin und wieder zwey, in einer geraden Linie fort. In gewissen Weiten trifft man schöne Kanäle an, die sich auf beyden Seiten durch das Feld erstrecken, und wieder in andere theilen. Diese machen eine grosse Menge Eylande, so, daß solche Kanäle wie ein grosses Labrynth aussehen, wenn man sie von den Bergen betrachtet, welche diese schönen Ebenen umgränzen.

Seine Ufer sind mit gehauenen Steinen ausgefetzt, und haben auf beyden Seiten Häuser, wie in den Gassen, und eben so volkreich.

Dieser Kanal fängt sich bey der Stadt Tsen tsing wey oder Chew (eine Stadt von der zweyten Ordnung) an dem Flusse Pag oder Peho an; ergießt sich in den Kanal von Ks ang nan, und vereiniget sich mit dem Whang ho oder dem gelben Flusse. Ist man zwey Tage lang auf diesem Flusse fortgesegelt: so kommt man in einen andern; und gleich darauf findet man den Kanal wieder, welcher

Cher



Der seinen Lauf nach der Stadt Whay ngan  
zu zunimmt. Von hier geht er durch viele  
Städte und Flecken und kommt alsdann nach  
Yang Hew fu, welches einer von den be-  
rühmtesten Häfen im Reiche ist. Etwas dar-  
über hinaus, eine Tagereise von Nan-king,  
fällt er in den grossen Fluß Yang tse kyang.  
Alsdann setzt er seinen Lauf mit diesem  
Flusse fort bis in den See Poyang, in Ky-  
ang si. Wenn man über denselben hinüber  
ist: so kommt man in den Fluß Kan kyang,  
und fährt den Strom hinauf bis nach Nan-  
ngan fu. Von hier reiset man zwölf Meilen  
mit zu Lande, bis nach Nan hyong fu, in  
Quong tong. Hier schiffet man sich wieder-  
um auf einen Fluß ein, auf welchem man  
bis nach Kanton kommt.

Auf die Art kan man vermittelst der Flüs-  
se und Kanäle, sehr bequem von Peking bis  
an das Ende von China reisen, welches ge-  
gen sechshundert Meilen zu Wasser aus-  
trägt; eine einzige Tagereise über den Berg  
Keylin ausgenommen. Man hat aber auch  
nicht einmal nöthig, aus der Barke zu stei-  
gen. Man darf nur einigen Umweg neh-  
men, und durch die Provinzen Quangsi  
und



und Hu' quang segeln. Dies geht an, zumal wenn das Wasser hoch ist. Denn die Flüsse in Hu' quang und K'yang si laufen nordwärts in den Yang tse k'yang. Sie gewähren, um die Schifffahrt auf diesem Kanal zu erleichtern, gemeiniglich anderthalb Faden tief Wasser. Wenn aber der Strom angeschwollen ist, und drohet, seine Ufer zu überschwemmen: so macht man, um dies zu verhüten, an verschiedenen Orten Graben, welche nachgehends wiederum zugesämmt werden.

Wang  
lan und  
du gal  
de. Dieses große Werk vollführte der Kaiser Shi tsu oder Hu pe tse, das ist, der berühmte Kublay chan, ein Enkel des Jeng hsi chan, und Stifter der zwanzigsten Dynastie Yuen. (im Jahre 1220) Als dieser Fürst ganz China erobert hatte, und bereits Herr von der westlichen Tatarey war: so entschloß er sich seinen Sitz zu Peking aufzuschlagen, damit er sich gleichsam in dem Mittelpunkte dieser weitläufigen Herrschaften befinden möchte. Die nördlichen Provinzen waren aber im Stande, zum Unterhalte seines zahlreichen Hofes und seiner Soldaten Lebensmittel genug und andere Nothwendigkeiten

keiten zu liefern. Er ließ deswegen eine große Anzahl von Schiffen und langen Barken bauen, um dergleichen Bedürfnisse aus den in der See gelegenen Provinzen zu holen. Diese wurden aber oft durch Sturm verschlagen, oder durch Windstille aufgehalten. Um diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen, ließ er den Kanal graben.

Diejenigen, welche bey Führung dieses Werkes den meisten Antheil gehabt haben, fanden, daß der Wenho, ein Fluß von außerordentlicher Größe, in der Provinz Schantung, zu dieser Absicht geschickt wäre. Der Anfang der Theilung ist, nach den Berichten der Missionarien, nahe an einer kleinen Höhe drey Meilen von der kleinen Stadt Wen schan hysen. Nach dieser Theilung fällt die größte Menge des Wassers in den Theil des Kanals, welcher seinen Weg nach Norden zu nimmt. Der Kanal geht hierauf einen langen Weg fort, und fällt bey dem vorgemeldeten Tzen tsing wey in den Fluß Pay ho, welcher von Peking kömmt, und sich in das östliche Weltmeer ergießt. Der andere Arm, welches kaum der dritte Theil des Stromes ist, läuft in dem Kanale südwärts gegen den Whang ho oder den



gelben Fluß, und trifft zuerst Teiche und Moräste an, wovon einige in den Kanal selbst kommen, andere aber denselben vermittelst der Schleusen, die sie Cha nennen, mit Wasser versehen. Diese werden nach Belieben geöffnet, und wiederum mit hölzernen Planken verschlossen, die quere über die Mündung der Schleuse in die Löcher gelegt werden, welche man in die steinernen Pfeiler gehauen hat, womit das Ufer eingefast ist.

Die Reisenden nennen dies sehr uneigentlich Dämme, da sie in den Kanal selbst gebaut sind, um seine Breite einzuschränken; so, daß nur so viel Raum übrig bleibt, daß eine große Barke hindurchlaufen kann. Sie dienen, wie die Schleusen, das Wasser mehr oder weniger zurückzuhalten. Diese Vorsicht ist oftmals nöthig, zumal wenn trockenes Wetter einfällt. Denn weil alsdann der getheilte Strom des Wen ho nicht mehr als fünf bis sechs Schuh tief Wasser hat: so hat man gesucht, den Lauf desselben, durch die verschiedenen Krümmungen und Wendungen in dem Kanale zu hindern, und gar aufzuhalten. Manche Jahre, wenn es nicht regnet, ist das Wasser nicht über drei Schuh tief; dieses ist  
aber

aber nicht hinlänglich, die grossen kaiserlichen Barken zu tragen. An den Orten, welche solcher Unbequemlichkeit unterworfen sind, nehmen sie daher ihre Zuflucht zu dieser Art von Schleusen, weil sie keinen andern Grundboden haben, als den Kanal selbst. Ihre Anzahl ist aber nicht so gross, als man gemeiniglich vorgiebt. Neuhof und Navarette zählen zwey und siebenzig. Es sind ihrer nicht über fünf und vierzig, und ihre Breite ist nicht über dreyszig Schuh. Die Ufer des Kanals sind auch nicht allenthalben mit Steinen eingefasset. Sie müssen auch oft ausgebessert werden; und zwar entweder an solchen Orten, wo die Erde locker und sandig ist, und leicht einstürzet, oder nahe bey Teichen, welche zuweilen vom Regen aufschwellen, und die Dämme durchbrechen, die gemeinlich nur von Erde sind. Vermuthlich ist dieses eben dasjenige, was bey Grabung des Kanals ausgeworfen worden ist.

Magellan merkt an, daß man viel Mühe und Gefahr ausstehen müsse, wenn man einige von diesen Schleusen zuschliessen wolle; vorzüglich eine darunter, welche die Chinesen Tsen si cha, oder die Königin und Frau des



Himmels nennen, um die außerordentliche Höhe derselben auszudrücken. Diesen Wasserfall hinauf werden die Barken von vier bis fünf hundert, oder noch mehr Männern gezogen, nachdem man ihrer viel fordert. Diese befestigen eine große Menge von Tauen und Stricken an das Vordertheil der Barke, und ziehen damit. Andere arbeiten indessen an Binden, die am Ufer befindlich sind.

Wenn die Stricke alle befestiget sind, so zieht man das Fahrzeug erstlich ganz langsam die Schleuse hinauf, und zwar nach dem Klange eines Beckens. Dieses rühren sie anfangs ganz sacht. Wenn aber die Barke halb über den obern Kanal hinauf gebracht ist, wo der Strom stärker wird: alsdann schlagen sie auch stärker an das Becken; die Wasserleute ziehen alle zusammen, und bringen das Schiff vollends in einem Ruck hinauf, welches sodann zwischen den Seiten des Kanals und der Mitte des Stroms in dem stehenden Wasser sicher ist. Diesen Wasserfall herunter kommen die Barken zwar leichter und geschwinder: aber mit mehrerer Gefahr. Um nun diese zu verhüten, ziehen diejenigen, welche auf beiden Seiten des Kanals die Stricke halten, bald  
 schlaff,



schlaff, bald straff, wie sie es für nöthig befinden. In dem Fahrzeuge selbst sind andere mit langen Stangen, um dasselbe in der Mitte des Kanals zu erhalten. So bald es herunter in den untern Strom gebracht worden ist, läßt man die Stricke fahren, und das Schiff wird einige Zeitlang so geschwind als ein Pfeil vom Bogen, von dem Strome fortgetrieben.

Die Arbeiter, welche den Kanal gruben haben, hatten über den Wang ho hinaus<sup>de</sup> mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn es war nöthig, um den Kanal von hier in den Kiang fortzuführen, daß man grosse Dämme und andere Werke bey Whan ngan fu anlegte, um dem Wasser zu widerstehen, das so wohl aus einem grossen See kommen kann, der gegen Westen liegt, als auch aus dem Flusse Quay ho, welcher bey grossem Regen überfließt, und mit Macht in den Kanal hineinstürzt. Diese Werke sind die besten, die man zu dessen Sicherheit besorgt hat. Man findet auch einige andere ganz gute in der Gegend von Yang chow fu, welche dieser Stadt zu Dämmen dienen.

Ueber den Yang tse kyang ist der Kanal, welcher von Chin kyang fu durch Chang chow fu



fu und Su chow fu geht, und die verschiedes-  
nen Kanäle der Provinz Che kyang einnimt,  
bequemer, weil er nicht so sehr mit Schleusen  
und andern solchen Werken beschweret ist.  
Dieses ist der ebenen Lage des Landes, dem  
vielen Wasser, welches keinen Abfluss hat,  
und der Beschaffenheit des Bodens zuzu-  
schreiben; welches alles Vortheile sind, die  
man anderswo nicht leicht antrifft.

In den Gegenden, wo man nicht zu besors-  
gen hat, daß man dem grossen königlichen Kan-  
nale Schaden thun werde, haben die Eins-  
wohner der benachbarten Flecken, oder gross-  
sen Oberer, der Handlung wegen, ver-  
schiedene kleine Kanäle hinein gegraben.

Le Comte bemerket an einigen Or-  
ten in China, wo das Wasser zweyer  
Kanäle keine Gemeinschaft mit einander  
habe, bringe man es doch dahin, daß die Bars-  
ten, obschon über eine Erhöhung von mehr als  
funfzehn Schuhen, aus dem einen in den and-  
ern kommen können. An dem Ende des obern  
Kanals haben sie eine doppelte Abdachung,  
oder einen schrägen Damm von Quaderstücken  
gebauet. Wenn nun die Barke in dem untern  
Canale ist: so ziehen sie dieselbe vermittelst ei-  
ner



ner Winde, in die erste Abdachung hinauf, bis sie oben auf der Spitze ist. Alsdann vollen sie durch ihr eigenes Gewichte die andere Abdachung hinunter, und in den obern Canal hinein, wo sie eine ziemliche Weile wie ein Pfeil fortschießt. Auf eben diese Art bringt man sie aus einem höhern in einen niedrigeren Canal.

In dem grossen Canale trifft man aber keine solche Schleusen an: denn die kaiserlichen Barken, welche so groß als unsere Fregatten sind, könnten durch keine menschliche Gewalt hinaufgezogen werden, und würden, wenn es geschehen sollte, unsehlbar bersten. Eine von diesen Schleusen ist in denen Kanälen, welche von Schaw hing fu nach King po fu gehen. Die Barken werden um deswillen in Gestalt der Gondeln gearbeitet, und ihr Boden ist von einem Holze, das hart genug ist, das Gewicht einer Barke zu ertragen.

In der Provinz Quan si hat man den so gen. Fluß, der zu Kanton in den See fällt, <sup>dr.</sup> mit einem andern vereiniget, der durch die Provinz Hu quang läuft, und sich da, wo der königliche Kanal aufhört, in den grossen Kwang ergießt. Das Wasser läuft in dem niedrigen

lichen



lichen Theile der Provinz von den Bergen herab, und bildet nahe bey der Stadt Hing egan hgen einen kleinen Fluß. Dieser wird durch einen Damm gehemmet, der dem höchsten Grunde, worauf er fließt, gleich ist. Er schwillt oft über seinen Kanal in die Höhe, und entledigt sich des überflüssigen Wassers. Dieser Kanal aber, welcher nicht weit geht, ehe er in die ittgemeldeten beyden Flüsse eintritt, ist weder so bequem, noch in so gutem Zustande, als der große Kanal. Das Wasser ist oftmalß so seicht, daß die Barken an vielen Orten mehr den Sand herausgezogen, als von dem Strome fortgetragen werden. Indessen erwälen die Kaufleute dennoch lieber diese Straffe, als den Weg nach Kanton durch die Provinz Kiang si; weil dieser mit viel Aufwand und Mühe verbunden ist. Denn sie müssen da ihre Waaren eine Tagreise über Land führen.

Es ist etwas beschwerlich, von Kanton durch die Provinz Hu quang zu reisen. Denn man muß den Strom, welcher von Schang chew fu vorbeß fließt, und sich zu Kanton in einen andern ergießt, bey Tchang hgen verlassen. Von hier hat man achtehalbe Meile bis zu der schö-  
nen

nen Stadt Ehing chow, ebenfalls in Hu quang. Daselbst kommt man auf einen andern Fluß, der in den grossen Kiang fällt. Wenn aber das Wasser hoch ist, so wird man auf dem Wege durch Kiang si und Hu quang gar nicht aufgehoben. Es ist ohne Zweifel dem ganzen Reiche sehr vortheilhaft, daß man sowohl durch den königlichen als durch die kleinen Kanäle, welche, als so viele Quers und Kreuzwege, in denselben laufen, eine beständige Gemeinschaft unter den Provinzen haben, und den Handel überall so leicht unterhalten kann.

Navarette macht den königlichen <sup>Navarette</sup> Canal zweyhundert Meilen lang; <sup>te und die</sup> Du Salbe.

Halde rechnet ihn hundert und sechzig Meilen lang. Als ersterer in die Mitte desselben gekommen war, traf er an dem Ufer einen grossen Tempel an, und nahe dabey einen schönen Quell, welcher sich daselbst in zwey kleine Bäche theilte, wovon der eine gegen Norden, der andere aber gegen Süden zu lief. Neuhof nennet ihn den Fluß Luen und meldet, wenn man neun Stücke oder Hölzchen hineinwürfe: so würden sechs gegen Süden und drey gegen Norden getrieben; weiß aber keine Ursache davon anzugeben. Dieses Wasser ist vor grosse  
Zahr



Fahrzeuge nicht allemal zulänglich. Man ist daher oftmals genöthiget, auf Regen zu warten. Manchmal finden sich daselbst fünfhundert, auch wohl achthundert Böt. Dieses geschah im Jahre 1667, als Navarette nach Peking gehen wollte. Um aber diesem Mangel abzuhelfen, hat man achtzig starke Schleusen gebauet, die von zwey starken steinernen Mauern umgeben werden, welche von den Seiten des Kanals, gegen die Mitte des Flusses zu geführt sind, und Platz lassen, daß einzelne Barken hindurch können. Bey jeder Schleuse findet sich ein Mandarin mit einer grossen Menge Leute, um den Schiffen durchzuhelfen. Wenn die Schleusen zugeschlossen sind, steigt das wenige Wasser, welches in einem halben Tage dazwischen hinfließt, anderthalb Faden hoch; und dieses ist genug, um die Fahrzeuge hindurch zu tragen.

Sie beobachteten sehr gute Ordnung, und nehmen ihre Stellen nach dem Range derer Personen ein, welche sich am Bord befinden. Viele, welche zuletzt ankommen, erkaufen sich eine Stelle unter den erstern. Ein solcher Aufschub macht die Reise ekelhaft: die Landfuhren würden aber ungemein kostbar seyn. Man

hat grosse Kunst anwenden müssen, indem man den Kanal gegraben hat: denn er ist voller Krümmen und Wendungen, um die Gewalt des Stromes zu schwächen. Die Menge der Götte von allerhand Größe, welche sie auf dieser Reise sahen, war so groß, daß die Missionarien, welche in der Westkunde erfahren waren, glaubten, es wären ihrer so viele, daß davon eine Brücke von Makau bis nach Goa gebauet werden könnte, welches ein Weg von neunhundert Meilen ist. Doch sind auch andere Flüsse nicht weniger damit angefüllt.

Längst an den Strassen zu Wasser hin, so findet man an dem Ende einer jeden<sup>er</sup>

Meile eine Tang, oder Tang pu, das ist eine Wache von zehn, fünf und noch weniger Soldaten, welche sich durch Zeichen einander zu verstehen geben. In der Nacht löset man kleine Kanonen: des Tages aber macht man einen dicken Rauch von brennendem Laube und Fichtenästen in dreyen kleinen Oefen, die wie Spitzsäulen gestaltet und oben offen sind.

Ein anderer Reisebeschreiber sagt: Jes Santu den Abend meldet sich die Barke, wo sie anlangt, bey dem Tong pu, indem sie zwey oder drey mal das Lo schlägt. (Lo nennen sie grosse

Mei



Metalbeden, worauf sie schlagen, worinn die Begräffung besteht). Die Wache antwortet mit eben so viel Schlägen, und muß die Barske die ganze Nacht hüten. Diese Lang pu werden von einem Orte zum andern geschafft, und zwey Seemeilen von einander gelegt, aber so, daß die zweyte von der ersten kann gesehen werden. Sie haben Schildwachen, die im Nothfalle Zeichen geben müssen.

de Couce  
und die  
Golde. Die Pracht der Chinesen zeigt sich nicht weniger in denen Dämmen, welche die Kanäle umgeben, und in den Brücken, die darüber gehen, als in den Kanälen selbst. Die Dämme sind erstaunend lang und breit, und es liegen ungeheuer grosse Steine darauf. Die Brücken sind, wie bereits angemerkt worden ist, wegen ihrer Höhe und Bauart merkwürdig. Und da sie in grosser Menge da sind: so machen sie, wo der Kanal in einer geraden Linie fortgeht, eine sowohl prächtisge als angenehme Aussicht.

de Gal.  
de. Einige von diesen Brücken haben nur einen Bogen, welcher einen halben Zirkel vorstellet, und von gewölbten Steinen gebauet ist, die fünf bis sechs Schuh lang, aber nur fünf bis sechs Zoll dick sind. Einige das  
von



von sind vielwinklich. Viele Brücken haben an statt der Bögen drey bis vier grosse Steine, die wie Planken auf Pfeilern liegen. Manche davon sind zehn, zwölf, fünfzehn bis achtzehn Schuh lang. Ueber dem grossen Kanale findet man eine beträchtliche Anzahl hievon, die sauber gebauet sind.

Es ist nicht schwer zu begreifen, wie die Chinesen ihre Brücken bauen. Denn wenn sie die Seiten des Bogens, wenn nemlich die Brücke nur einen haben soll, verfertigt, oder die Pfeiler aufgerichtet haben, wenn mehrere Bögen zu bauen sind: so nehmen sie Steine, die vier bis fünf Schuh lang, und einen halben Schuh breit sind. Diese stellen sie wechselseitig aufgerichtet, und kreuzweise, so, daß die Schlüsselsteine horizontal geleyet werden können. Die Spitze des Bogens ist gemeinlich nicht dicker, als einer von diesen Steinen; und weil die Brücken, zumal wenn sie nur einen Bogen haben, zwischen den Pfeilern manchmal vierzig bis fünfzig Schuh weit, und folglich auch viel höher sind, als der Damm: so steigt man zu beyden Seiten auf sehr platten und bequemen Treppen hinauf, deren Stufen etwa drey Zoll dick sind;



wiewohl schwerlich Pferde über einige das von würden kommen können.

Die Brücken, worauf man über die Flüsse gehen kann, sind gemeiniglich wie die unseisgen gebauet, nemlich auf grosse steinerne Pfeiler, die im Stande sind, die Gewalt des Stroms zu brechen. Sie sind aber weit und hoch genug, daß die größten Barken hindurch laufen können. In China sind derer viele; und der Kaiser sparet keine Kosten, wenn der gemeine Nutzen die Erbauung derselben erfordert.

Maguan Viele von diesen Brücken sind sehr  
und du schön. Die Brücke Lu ko khou, drittes  
Satte. halb Meilen westwärts von Peking, die über den When ho, oder den schlammigen Fluß, gebauet ist, war eine von den schönsten, die man jemahls gesehen hat, ehe noch im August des Jahres 1668 ein Theil davon durch eine Landfluth zerbrochen wurde, nachdem sie, wie die Chinesen erzählen, bey zweytausend Jahre gestanden hatte, ohne im geringsten beschädigt zu werden. Sie bestand ganz aus weissem Marmor, war schön gearbeitet, und sehr artig gebauet. Auf jeder Seite waren siebenzig Pfeiler, welche anderthalb Schritt weit



weit von einander stunden, und durch Reisten von feinem Marmor von einander unterschieden wurden. Es waren Blumen, Laubwerk, Vögel, und verschiedene Arten von Thieren sehr fein daran ausgehauen. Auf beyden Seiten des Einganges, an dem östlichen Ende der Brücke, sah man zwey Löwen von einer außerordentlichen Grösse auf marmornen Fußgestellen, nebst verschiedenen kleinern, wovon einige auf den Rücken der grossen kletterten, andere herunterstiegen, und noch andere zwischen den Pranken hindurch krochen. An dem westlichen Ende stunden, ebenfalls auf marmornen Fußgestellen, zwey ausgehauene Elephanten, die mit gleicher Kunst ausgearbeitet waren.

Eine der schönsten Brücken ist die von in <sup>der</sup> Provinz Su chow su, der Hauptstadt in der Provinz So luen. Der Fluß, der anderthalb Meilen breit ist, wird zuweilen in kleine Arme getheilet: zuweilen findet man auch kleine Inseln darauf. Diese alle werden durch Brücken mit einander verbunden, die zusammen acht Li, oder Feldweges, und siebenzig Chinesische Faden ausmachen. Die vornehmste Brücke hat allein über hundert Bögen. Sie



ist von weissem Steine gebauet, und hat zu beyden Seiten Geländer mit ausgehauener Arbeit. Auf den Bogen stehen, allemal zehn Schuh von einander, kleine viereckige Säulen mit sehr breiten Füßen, die hohlen Barken ähnlich sind. Auf jedem Pfeiler liegen einer oder zwey Steine qucerüber, worauf steinerne Stufen ruhen, deren bald mehr, bald weniger sind, je nachdem die Brücke breit ist.

Was aber alles übrige noch übertrifft, ist die Brücke bey Swen chow sa, welche über die Vorgebirge eines Meerbusens gebauet ist; worüber man sonst oftmals wegen des gewaltigen Stroms nicht ohne Gefahr auf Barken fahren mußte. Diese Brücke soll einem gewissen Statthalter, Kamens Kay jang, vierzehnmahl hunderttausend Ducaten zu bauen gekostet haben. Sie ist zweytausend fünf hundert und zwanzig Chinesische Schuh lang, und zwanzig breit, und ruhet auf zweyhundert und fünfzig grossen Pfeilern, davon auf jeder Seite hundert sechs und zwanzig sind. Navarette, der sie selbst gesehen, sagt: sie war ein tausend dreyhundert und fünf und vierzig Schritte lang, ob ich sie gleich groß  
mach:



machte; und steht auf etwa dreihundert viereckigen Pfeilern. Die Zwischenräume, fährt er fort, sind nicht gewölbt, sondern flach, und jeder mit schönen Steinen besetzt, etwa eilf Schritte lang. An den Seiten sind artige Zierrathen, mit Kugeln, Löwen, und Pyramiden, in gleichen Weis ten, besetzt. Alles ist aus sehr dunkelblaus em Steine gemacht. Die Steine sind von einerley Länge und Dicke, sowohl diejenis gen, welche von einem Pfeiler zum andern querrüber gelegt sind, als auch die übrigen, welche über den erstern kreuzweise liegen, und sie mit einander verbinden. Man kann sich kaum einbilden, wo sie so grosse Stücken Felsen haben finden, oder Steine von so ungeheurem Gewichte behauen, und so legen können, daß es vor die Fahrzeuge hoch genug ist, darunter hinzufahren. Sie liegt tief in der See, und ist vor vielen Menschenaltern, ohne Kalk gebaut, und gleichwohl noch außer Gefahr, (dies sind Worte des Navarette) einzufallen, weil die Steine einer mit den andern mit Weis tel verbunden ist. Fünf prächtige Thüre me erblickt man darauf, in gleichen Weis



ten von einander, mit starken Thoren versehen, an denen Soldatenwache ist.

Wo man keine steinernen Brücken <sup>zu bauen</sup> hat bauen können, da hat man andere Arten erdacht, ihre Stelle zu ersetzen. Die berühmte sogenannte eiserne Brücke in Quey hu, an der Strasse nach Yun nan, ist das Werk eines ehemaligen Chinesischen Feldherrn. Auf jedem Ufer des Pan ho, eines zwar nicht breiten, aber sehr tiefen Flusses, hat man zwischen zweyen ungeheuren Pfeilern, die sechs bis sieben Schuh breit, und siebenzehn bis achtzehn Schuh hoch sind, ein grosses Thor gebauet. An jedem Pfeiler an der Ostseite hängen vier Ketten an ungeheurer grossen Ringen, welche an die Pfeiler der westlichen Seite befestiget, und durch kleinere Ketten an einander verbunden sind. Dies sieht aus, wie ein Reg mit grossen Maschen. Hierauf hat man an einander befestigte Planken gesetzt. Diese reichen aber nicht ganz an das Thor, sondern es fehlen noch einige Schritte, weil sich die Ketten, zumal wenn Lasten darauf sind, beugen. Man hat diesen Mangel durch einen Gang oder Fußboden



ersehen, der auf Pfosten oder kleinen Balken ruhet. An den Seiten der Planen hat man kleine hölzerne Säulen aufgerichtet, die eine Decke von eben der Art tragen, deren Enden auf Pfeilern ruhen.

Die Chinesen haben nach diesem Muster einige andere Brücken fertiget. Vorzüglich findet man eine sehr artige über den Fluß Kin sche loang, in der alten Landschaft der So lo, in der Provinz Yun nan. In der Provinz Se chwen sind zwey oder drey andere, welche nur von dicken Seilen getragen werden. Diese sind aber, ob sie schon klein sind, schwankend, und so unsicher, daß es fürchtenslich ist, darüber zu gehen.

In der Provinz Se chwen, an dem Fusse der Gebirge, welche die My au tse inne haben, und in der Provinz Schensi, in dem Bezirke von Han hong fu, hat man, vermittelst gewisser Bänder, hölzerne Pfäle in die Felsen der Berge befestiget. Hierauf sind die Planen gelegt, und so ist eine Brücke über die Thäler gebauet, welche noch sicherer ist, als die vorigen, und worauf man zuweilen einen  
lanz



langen Weg fortreisen kann. Kircher ge-  
denket einer Brücke in eben dieser Pro-  
vinz, welche man die fliegende Brücke nenn-  
et, und welche aus einem einzigen Bo-  
gen besteht. Sie ist zwischen zwey Bers-  
gen, nahe bey der Stadt Chongan, über  
den Whang ho gebauet, sechshundert  
Schuhe lang, und sechshundert und fünf-  
zig Schuhe über dem Flusse erhaben.

